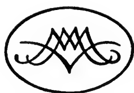


Spiele der Liebe




VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget





Spiele der Liebe

Schwänke in Versen

Von

Will Vesper

Martin Mörikes Verlag

München 1913

Die erste und zweite Auflage dieses Buchs wurde im September 1912 in der Hofbuchdruckerei Dietsch & Brückner in Weimar gedruckt. Die Einbände sind von A. Köllner, Leipzig, die Einbandzeichnung von Käte Vesper-Waentig. 50 Exemplare des Buchs wurden auf van Geldern-Bütten abgezogen, mit der Hand in Leder gebunden und in der Presse numeriert. Der Preis der Luxusausgabe ist 12 M.

Prolog

Verzeiht, daß dieses Buch nur spricht
von Liebe, und verdammt es nicht.
Nach dumpfer Zeiten dumpfem Ringen
laßt Lachen lustig um euch klingen,
hell euch ins Herz, hell in die Zeit.
Es ist genug der Bitterkeit
in allen Herzen.
Was uns eint,
was aller Leben rot durchscheint,
das laßt uns fröhlich hier bestaunen,
der Liebe liebestolle Launen.
Ihr lebenslustig Spiel belehrt
am Ende mehr als alle Kunst,
gelehrter Weisheit übler Dunst,
der Hirn und Herzen euch beschwert.
Die Liebe ist des Lebens wert,
denn sie allein läßt um die Dinge
versöhnend goldne Schleier wehn,

läßt uns des Lebens Leuchten sehn.
Und achtet ihr die Lust geringe,
was bleibt euch noch als Müh und Not,
ein trüber Tag und bittrer Tod!

Die Liebe ist ein Zwischenspiel
trotzalledem! Gewiß. Das Ziel
der Welt liegt höher! sagt ihr. Ja,
der Dichter steht betroffen da
vor eurer Weisheit, die ihn lehrt:
Der Ernst nur ist des Lebens wert!
— Doch wahrem Ernst, ich bin gewiß,
war Lachen nie ein Hindernis,
und mancher lose Torenstreich
greift näher an das Himmelreich,
als bleiche Tugendheuchelein
und mancher würdige Heiligenschein.

Wir wandelten gern alle grad
den dornenvollen Tugendpfad
und blieben von der Sünde weit,
wenn eins nicht wär: Gelegenheit!
der Augenblick, der uns bestrickt,

den schönsten Flor der Tugend knickt,
auf den in langen Jahren
wir so sehr eitel waren.
Wie mancher denkt: Aus ist, vorbei
die Zeit der Jugendeselei,
nun bin ich ernsthaft, würdevoll
und brav, gemessen, wie man soll,
doch eh die Tugend recht ersprießt,
ist alles hin und lustig schießt
die Narrheit Kobolz ihm im Blute,
und lustig weht von seinem Hute
des Teufels Feder.
Würdig schritt
manch weiser Bürger ebnen Tritt
und graden Weg, tagaus, tagein . .
Kann einer, dacht ich, weiser sein?
Bis ich ihn matt von Weib und Wein
sah taumeln.
Und — ich muß es sagen —
oft schien er mir viel besser so
in dulci, dulci jubilo,
als in den sittsam grauen Tagen.

— Noch eins: manch keckes Wort verzeiht,
das nackt euch trifft, ganz ohne Kleid.
Doch blieb es immer meilenweit
von aller kranken Lüsternheit,
einzig der Freude zugewendet
und einem Lachen, das nie endet,
solang die Erde geht, dem Lachen,
das eigner Torheit gilt. Wir machen
die gleichen Streiche jeden Tag,
die man hier klug belächeln mag.

Solang noch Blut in uns, ist keiner
vor Torheit sicher, auch nicht einer,
selbst nicht der zitterbeinige Greis,
des Herz schon welk, des Haar schon weiß.
Nur eine Sorte nehm ich aus,
hat heutzutage viel Gewicht,
die trifft der Fluch des Fleisches nicht,
die wandeln durch der Erde Graus
mit abgewendetem Gesicht;
das Feuer selbst kann sie nicht brennen —
Ihr kennt sie, brauch sie nicht zu nennen.

Ihr Herz ist dumpf, ihr Blut verstockt,
wenn noch so süß das Leben lockt.
Sie speien giftig in den Becher,
den Gott, selbst aller Freuden Zecher,
inmitten dieser schönen Welt
uns zur Erquickung aufgestellt.
Gott möge sich der Armen
im ewgen Leben einst erbarmen,
auf daß sie endlich dort erkennen,
wovon wir hier schon selig brennen,
des heiligen Lebens wilden Drang,
der heiligen Liebe Überschwang.

Nun lauscht und laßt die Schellen klingen!
Ein andermal von andren Dingen.

Die drei Mönche von Kolmar

Die guten Mönche, wie wir wissen,
sind stets zu Gottes Dienst beflissen
und machen in der Zeitlichkeit
sich für die Ewigkeit bereit.
Ihr Herz kennt sonst kein Vaterland,
ist erdenfremd, weltabgewandt.
Sie wandern durch den Sündenkot
der Welt und warten auf den Tod.
Der Erde ganze Lieblichkeit
ist ihnen schal, ist bittres Leid.
Sie beten, singen, brennen
und geißeln sich und kennen
vor allem nicht die arge Glut,
die, ach, uns Armen wehe tut,
die bittre Glut der süßen Lust;
davon hat nie ein Mönch gewußt.

Zu Kolmar lebte einst ein Mann,
der klug viel reiches Gut gewann.

Gott gab ihm alles, was er bat,
ihm glückte alles, was er tat.
Die Kisten füllten sich, die Speicher
von selbst, und täglich ward er reicher.
Und doch – er wollte alles geben,
das reichste Gut, dazu sein Leben,
um einen Schatz, den er gewonnen:
sein Weib.
Man sagt, daß aus den Bronnen
des Waldes tief um Mitternacht
Frauen von seltsam fremder Pracht
im Mondlicht spielend, leuchtend steigen
und lockend sich dem Wandrer zeigen,
bis ein Phantom, wenn er nicht flieht,
den Kühnen in die Tiefe zieht.
– So ist der Frauen Lieblichkeit
zumeist aus Hölle, Tod und Leid
gewoben, und schon mancher Mann,
der ihnen traute, starb daran. –

Wie Elfen schön war auch die Frau
des Kaufmanns, doch wie lichtes Blau

am Himmel, ohne Fehle,
so klar war ihre Seele.
Köstlich und weiß wie ihr Gewand
war auch ihr Herz. Darinnen stand
getreu nur ihres Mannes Bild
und Gott, dem alle Liebe gilt,
die rein aus reinen Quellen quillt.

Einstmals zur österlichen Zeit
ging, wie es in der Christenheit
zu diesen Zeiten Christenpflicht,
dies Weib zur Beichte. Ihr Gesicht,
darauf der Frühling Rosen malte,
von heiligen Gedanken strahlte.
So schritt sie ganz weltabgewandt,
bis sie ein Predigerkloster fand.
Der Mönch, der da die Beichte nahm,
weiß nicht wodurch, in Feuer kam,
als wie von Himmelsöl gespeist,
wie lodernd von dem heilgen Geist.
Er schob und bog sich hin und her
und sprach:

„Ja, deine Sünd ist schwer,
sehr schwer, mein Kind. Doch wir vergeben
auch Sündern gern. Das ewge Leben
ist allen sicher, liebes Kind,
die uns, mein Herz, zu willen sind.
Wer uns dient, der dient sicherlich
auch Gott. Mein Schatz, ich liebe dich.
Und Gott soll niemand widerstreben.
Ich will dir dreißig Taler geben."

Die Frau erschrak von Herzen. „Nein!"
rief sie, „das kann, das soll nicht sein.
Wie dürfte das geschehen?
Vergebt und laßt mich gehen."

„Halt!" sprach er, so entkommst du nicht.
„Daß ich dich strafe, will die Pflicht!
Nun zeig ich dir, wie sündenlos
du eingehn kannst in Gottes Schoß.
Doch willst du nicht und sagst mir: Nein!
sollst du verflucht, verloren sein."

Noch mehr erschrak die Arme da.
„Ach", sprach sie, „ach, ich habe ja
längst einen Mann, mir angetraut."

„Was kümmerts mich?
Des Himmels Braut
bleibst du trotzdem und alledem.
Nun tue, was ihm angenehm."
So frech bedrängte immer dreister
der Mönch das Weib. „Ja, alle Geister
der Hölle will ich auf dich hetzen,
willst du dich länger widersetzen!"

Dem wüsten Drohen zu entgehn,
sprach sie zuletzt: „Ich werde sehn.
In wenig Tagen ist mein Mann
auf Reisen fern, ich ruf euch dann."
„Ja", sprach er, „rufe mich, mein Leben.
Hernach sei alles dir vergeben."

So ließ er sie, die bleich vor Scham
und traurig auf die Straße kam.

Da blieb sie an der Mauer stehn:
„Wo soll ich nun zur Beichte gehn?“
dacht sie, „und Heil gewinnen,
und diesem Mönch entrinnen?“

Zum Glück war Kolmar in der Zeit
voll Frömmigkeit, voll Heiligkeit:
drei Klöster waren in der Stadt.

„Ja“, sprach das Weib, „der Predger hat
sich schlecht bewährt. Der Augustiner
ist sicher Gottes wahrer Diener.“
Und fröhlich ging sie und getroster
ins nahe Augustinerkloster.
Und fand nach manch versteckten Wort
die gleiche Sorte Pfaffen dort,
im weiten Rock der Heiligkeit
den Ziegenbock im Kuttenkleid.
„Wer uns dient, der dient sicherlich
auch Gott“, sprach er. „Ich liebe dich.
Und Gott soll niemand widerstreben.
Ich will dir sechzig Taler geben.“

Er drohte, schwur ihr Tod und Schmach.
Und wieder gab zum Schein sie nach.
„In wenig Tagen ist mein Mann
auf Reisen fern. Ich ruf euch dann.“

Am Tore blieb sie wieder stehn:
„Wo soll ich nun zur Beichte gehn?
O Gottes Sohn, dir seis geklagt,
der aus den Säuen Teufel jagt.
Ja aus den Säuen wichen sie,
und in die Mönche schlichen sie.
Wie soll ein armes Weib entrinnen?“

Auch in das dritte Kloster, drinnen
Barfüßer wohnten, ging zuletzt
die Fromme bang und floh entsetzt
auch hier den gleichen geilen Pfaffen.
„Willst du in Gottes Weinberg schaffen“,
sprach er, „so komm, ich liebe dich.
Wer uns dient, der dient sicherlich
auch Gott. Wer darf ihm widerstreben?
Ich will dir neunzig Taler geben.“

„Bald", sprach sie wieder, „ist mein Mann
auf Reisen fern. Ich ruf euch dann."

Das gute Weib ging weinend fort
und kam nach Haus. Nach manchem Wort
erfuhr ihr Mann, warum sie klagte
und sich mit Scham und Kummer plagte.
Der tobte da vor Schmerz und Wut,
und vor den Augen schwamm ihm Blut.
„Das soll die Rotte Korah büßen!"
rief er, „ich will sie bei den Füßen
aufhenken! Ja, ich will erdenken
noch schlimmern Tod! Dich so zu kränken!
Und mich dazu.
Es ist genug
der Schande, die das Land ertrug
von dieser Mönche Wut und Gier.
Es ist kein Kind mehr sicher hier.
Ist keine Jungfrau in der Stadt,
die nicht ein Mönch geschändet hat,
kein Weib, das nicht mit List und Macht
ein Pfaffe in sein Bett gebracht.

Wie Gift verderben sie die Welt,
verschlemmen unser Gut und Geld,
das sie mit Messesingen,
Gesichterschneiden, Händeringen,
Geschwätz und Firlefanz gestohlen.
Der Satan soll die Pfaffen holen."

Drauf ließ nach wenig Tagen
das Weib den Mönchen sagen:
„Mein Mann ist fort, auf Reisen weit.
Nun kommt! Nun hab ich gute Zeit.
Ihr sollt die Beichte hören.
Es wird uns niemand stören."
Dem ersten sagte sie dazu:
„Am Abend, wenn die Stadt in Ruh,
dann kommt, ich laß euch heimlich ein;
dann sind wir sicher und allein."
Dem zweiten: „Kommt um Mitternacht!"
Dem dritten: „Eh der Tag erwacht,
so um die Morgenmette,
wenn noch die Stadt im Bette."

Die Mönche, die vernahmen
die Botschaft gern und kamen
zur Stunde, wo man sie bestellt,
zu ackern auf dem Liebesfeld.
Doch statt der Liebe saß der Tod
und wartete auf sie und bot
da jedem Pfaffen einen Becher,
zu voll selbst für so gute Zecher.

Der erste Mönch trat ein und saß
schon bei dem Weibe und ermaß
mit gierigen Augen alle Lust,
die ihm sollt blühn an ihrer Brust.
Da pocht es laut.
„Mein Mann! mein Mann!"
rief bang das Weib. „Was fang ich an?
Er schlägt uns tot, wenn er euch sieht.
Kommt, Lieber, eilt! Kommt, Lieber, flieht!
Hier aus dem Fenster müßt ihr springen;
hier auf den Hof müßt ihr euch schwingen.
Wenn ihr nur jetzt entronnen seid,
tröst ich euch bald."

Der war bereit
und sprang vom Fenster in die Nacht.

Da war ein Bad für ihn gemacht.
Ein Faß voll heißen Wassers stand
dicht unterm Fenster an der Wand,
da sprang der dicke Mönch hinein
und ward von allen Lüsten rein,
so keusch, daß nie ein Weib mehr rot
von seinen Worten wurde. Tot
lag er da und liebesmatt,
für alle Zeiten voll und satt.

Kaum schlug die Glocke Mitternacht,
da ward dem zweiten aufgemacht.
Und diesem und dem dritten auch
gings wie dem ersten.
Seinen Bauch
zwängt jeder durch des Fensters Rahmen
und lag im Bad.
Das Weib sprach: Amen.
Und Satan fuhr am Haus vorbei,
holte die Seelen alle drei.

„Wo scharren wir die Pfaffen ein?“
„Am besten in den nahen Rhein.
Noch schnell vor Tag und Hahnenschrei
trag an den Strom ich alle drei
und lehr sie schwimmen. Jeder denkt,
wer sie dann ziehn sieht, man ertränkt
die Pfaffen jetzt im Oberland,
weil ihrer zuviel sind.“
Schon stand
er mit dem einen Mönch am Tor,
da taumelt ein Vagant hervor,
ein Fahrender, betrunken schwenkte
er durch die Gassen. Jener henkte
sich an ihn, sprach: „Mein Lieber, wollt
ihr zwanzig Mark in gutem Gold
ganz ohne Müh und viele Last
verdienen, kommt und angefaßt!
Werft diesen Mönch hier in den Rhein.
Ein Goldstück soll dann euer sein.“
Der Andre zögerte nicht lang,
den Mönch er auf die Schulter schwang,
und trug ihn schnell hinweg.

Kaum bog
er mit ihm um die Ecke, zog
der Mann den zweiten Mönch vors Haus
und lachte den Vaganten aus,
der eilend wiederkam, das Geld
zu holen.
„Denkt ihr wohl, ihr prellt
mich um mein Gold?" so rief er leise.
„Ihr seid betrunken, seid im Kreise
gelaufen, seht doch selbst: hier liegt
der Mönch noch immer. Eher kriegt
ihr keinen Heller, bis ihr den
hier fortschafft."
„Herr, ich kann doch sehn,
kann hören, fühlen, denken auch!"
rief der Vagant. „Ich warf den Bauch
grad in den Rhein. Er sank so munter,
als wäre er aus Blei, hinunter."
„Narr," sprach der Andre, „in den Wein
sank dein Verstand, so muß es sein.
Hier liegt der Mönch. Nicht lang geschwätzt.
Du weckst die halbe Stadt zuletzt."

Der fluchte sehr und schleppte dann
den zweiten fort, indeß der Mann
den dritten auf die Schwelle trug.
Der Trunkne kam, entsetzt sich, schlug
ein Kreuz als er den Mönch da sah:
„Er ist verhext! Ich band ihm ja
noch einen Balken an den Hals.
Doch schwimmen muß er jedenfalls!“
So hob er auch den dritten auf
und trug ihn fort in schnellem Lauf.
Und über eine Weile kam
er wieder zu der Tür und nahm
sein Geld nun fröhlich.

„Nimmermehr“,
sprach er, „kommt der euch wieder her.
Ich senkte ihn bis auf den Grund.
Doch mit dem Teufel war der Hund,
ich weiß gewiß, in einem Bund.
Kaum dreht ich um, hierher zu gehn,
sah ich ihn wieder vor mir stehn
und durch die Gassen schleichen,
mir wieder zu entweichen.

Halt, dacht ich, diesmal hab ich ihn,
und lief ihm nach. Er wollte fliehn,
und schrie und wehrte sich. Sein Schrein
half nichts; ich warf ihn in den Rhein,
beschwerte ihn mit manchem Stein.
Vor dem könnt ihr nun sicher sein."

„Ja", sprach der Mann, „so war es recht.
Ihr seid ein guter, wackrer Knecht.
Hier nehmt das Gold und macht euch
weiter."

Der Eine ging. Der Andre heiter
dachte: „Was liegt an einem mehr?
Was schleicht der Mönch bei Nacht umher?
Wenn er auf krummen Pfaden ging,
wie gut, daß ihn der Teufel fing.
Und war er fromm, Gott angenehm,
so kam er vor der Zeit bequem
an jenen Ort, dahin sie streben,
ins Himmelreich und ewige Leben."

Die Nüsse

Man soll zu allen Tagen
von Frauen Gutes sagen.
Wer anders sagt, wer anders tut,
der sei vor Frauen auf der Hut;
denn ist ein Mann auch noch so schlau,
mit List betrügt ihn jede Frau.
Zu ihrem Dienste fügen
sich alle Dinge.
Lügen
selbst, die ein schöner Mund ausspricht,
wer von uns allen glaubt sie nicht?

Ein Ritter ritt einmal vor Nacht
zu fernem Freunde auf die Jagd.
Sein Weibchen, nicht allein zu sein,
lud ihren Buhlen zu sich ein,
wie sie seit langem pflegte,
nahm ihn ans Herz und legte

sich zu ihm dicht und küßte ihn
und ließ die Zeit vorüber ziehn.
Was da die beiden taten,
das mag ein Mönch erraten.

Indessen stieg am Himmelsrand
ein Wetter auf. Schon fuhr ins Land
warnender Wind. Auch ferner Ton
von Donnern schwoll im Boden schon.
Der Ritter, der zur Jagd auszog,
sah auf, hielt an sein Roß und bog
zuletzt herum. Und mit Bedacht
ritt er zurück, um sich vor Nacht
und vor dem ersten Regen
daheim aufs Bett zu legen.

Und wie er ritt, traf er im Wald
spielende Kinder, machte Halt
und sah wie sie da Nüsse schlugen
und viele in den Körbchen trugen.
Er ritt heran und ließ die Taschen
sich füllen, seiner Frau zum Naschen.
Und lustig bog er dann nach Haus.

Die Hunde liefen ihm voraus
und kamen vor ihm an das Tor
und sprangen bellend dran empor.

Die Frau voll Schrecken da vernahm,
daß schon ihr Herr nach Hause kam,
und mehr als sie erschrak der Mann,
der bei ihr lag. Der Angstschweiß rann
ihm gleich aus allen Poren.
„O Gott, wir sind verloren!"
rief er. „Wie komm ich aus dem Haus?
Hilf mir, mein Lieb! wie? wo hinaus?"
Die Angst verfärbte sein Gesicht.
Das Weibchen lachte: „Fürcht dich nicht,
und bleib hier ruhig liegen.
Ich will ihn schon besiegen."
Dann zog sie rasch den Vorhang zu
am Bett und saß in guter Ruh
beim Tisch und dachte Trug und List.
„Jetzt gilt es, wer nun klüger ist."

Fröhlich empfing sie ihren Mann
und hielt ihn lieb und seufzte dann:

„Du läßt, mein Herz, mich viel allein.
Der Hirsch, der Bär, das wilde Schwein
die sind dir lieber, Schatz, als ich.
Ich armes Weib, wer tröstet mich?"
„Still, Liebste," sprach er, „heute Nacht
bleib ich bei dir."
Das Weibchen lacht,
und mit den Augen zwinkernd spricht
sie: „Heute grade will ich nicht!
Heut bist du mir sehr unbequem,
heut rief ich meinem Liebsten, dem
war diese schöne Nacht bestimmt,
die uns dein frühes Kommen nimmt."
Der Ritter lachte. „Liebes Herz,
du treibst mit ernsten Dingen Scherz.
Sei still, ich tröst dich für die Nacht;
da sieh, was ich dir mitgebracht."
Er wand aus ihrem Arm sich los,
warf ihr die Nüsse in den Schoß.
„Ja," sprach sie, „Nüsse knack ich gern;
ist auch die Schale fest, der Kern
ist süß und lohnt. Mit festen Backen

läßt sich die stärkste Schale knacken.
Ja, ahntest du, welch harte Nuß
manch armes Weibchen knacken muß."
Und zu dem Bett zurückgewandt
hob sie den Vorhang mit der Hand.
„Hier, Liebster," sprach sie, „sei nicht bang,
und wird dir hier die Zeit zu lang,
knack Nüsse!"
Ach der arme Wicht
dachte an Nüsseknacken nicht.
„Du tolles Weib," sprach da ihr Mann,
„du denkst gewiß, du führst mich an!
Es soll dir nicht gelingen,
mich an das Bett zu bringen.
Ja, läge dort ein Mann, du lachtest
so lustig nicht. Gewiß, du trachtest
mich zu betören, zu verlachen,
du willst mich eifersüchtig machen,
du willst mich narren! Nein, das soll
dir nicht gelingen!"
„Wundervoll!"
rief sie, „du wagst nicht hinzugehn,

du traust dich nicht, den anzusehn,
den ich in meine Arme nahm,
der dir in dein Gehege kam.
Ich seh es wohl, du fürchtest dich.
Ja, er ist stark und ritterlich."

So spielte sie, und sie gewann
mit aller List den armen Mann,
daß er da schwor bei Stein und Bein,
er wolle doch ihr Narr nicht sein!
„Was du auch sagst, ich seh nicht hin,
da wär ich dümmer als ich bin!"
Und lachend hielt er sie umschlossen.
„Da knack nur Nüsse unverdrossen!"
rief er nun selbst und warf, der Tropf,
dem andern Nüsse an den Kopf,
der da wie halb von Sinnen lag
und fluchte, was man fluchen mag.
„Wallfahren will ich auf der Stell",
dacht er, „barfuß nach Compostell,
und Nüsse mir aus Polen
und jede einzeln holen,

wär ich nur fort. Das tolle Weib
bringt mich noch um mein Leben."
„Bleib
ruhig liegen," sprach die Freche.
„Soviele Nüsse ich heut breche,
sovielmal lohn ich Angst und Qual
mit Küssen dir ein andermal.
Doch", sprach sie dann und tat sehr fromm,
„genug des Scherzes, Liebster, komm;
froh bin ich, daß ich deutlich sah,
du bist nicht eifersüchtig. Ja,
wer eifersüchtig, wird betrogen,
das ist ein alt gerechter Brauch
und wahrer Spruch, der nie gelogen.
– Und wer es nicht ist, der wohl auch.
Doch hör, als ich im Scherz so spielte,
dacht ich, wenn sichs nun so verhielte,
und läg ein Mann in Wahrheit dort,
ich brächt ihn ungefährdet fort.
Auch schwör ich dir, du selber müßtest
mir helfen, ohne daß dus wüßtest."
„Wie sollte das geschehen?"

rief er. „Das möcht ich sehen!“
„Ich nähm dich,“ sprach das schlaue Weib,
„und drückte dich an meinen Leib.
Sieh so, so fest, verhüllte dicht
mit meinem Rocke dein Gesicht,
sieh so, und spräch:
Nun kannst du gehn.
Er kann nicht hören und nicht sehn.
Nun lauf, mein lieber Buhle!“
Der
war schon hinaus, und hinterher
scholl silberhell ihr Lachen.

„Sieh, Mann, so wollt ichs machen,“
sprach sie und ließ ihn frei. „Du Tropf!“
Sie faßt ihn vorne bei dem Schopf
und küßt ihn fröhlich auf den Mund.
„Ein solcher Streich wär dir gesund!“
Und lachend auf das Bett sie sprang.
„Das Nüsseknacken, Schatz, gelang!“

Das Rädchen

Das hab ich oft erfahren
in manchen jungen Jahren:
Von Liebe wissen Frauen viel,
doch spricht ein Mann von Liebesspiel,
so schaun sie starr ihm ins Gesicht,
als wüßten sie von allem nicht.
Sie narren uns; sie ziehn uns krumm
und quer am Liebesband herum.
Sie machen krank nnd sehnsuchtsvoll
den Mann und närrisch liebestoll,
wenn sie mit Blicken spielen
und wie mit Pfeilen zielen.
Sie reißen uns die Herzen aus
und spielen lustig Katz und Maus,
und lächeln unschuldsvoll und rein:
Es ist ein Spiel, soll mehr nicht sein.
Der Arme, der sich krank verzehrt
und wahre Liebesgunst begehrt,

der spielt zu grob und unbequem
und böse Augen lohnen dem.
Wer nicht versteht mit Kunst und List
solch Weib zu fangen, ewig ist
der arme Tor verloren.
Sie führt ihn bei den Ohren
herum, wie man den Eseln tut.
Der brave Fant läßt Gut und Blut
und preist das engelsreine Kind,
das längst ein anderer gewinnt,
von denen die verwegen sind,
den Augenblick erfassen
und andre schwärmen lassen.

Ein Junker, der im Mainzer Land
in Diensten eines Grafen stand,
dient lieber noch als seinem Herrn
des Herren Tochter, die sich gern
von seiner Liebe schmücken ließ
und doch sein Herz mit Füßen stieß,
die ihn mit Blicken schmeichelte,
mit süßen Augen streichelte,

und doch nur kalt und höhnisch blickte,
wenn er sich in ihr Netz verstrickte
und heiß von echtem Liebesfeuer
das suchte, was Verliebten teuer.

Wie man ein Fischlein an der Leine
läßt zappeln, wie der Geizhals Steine
dem Bettler gibt für Geld und Brot,
so tat sie ihm und wollte tot
sich lachen, wenn er bat und weinte,
vor Liebe zu verbrennen meinte.
— Und schwur er, ewig sie zu hassen,
von Lieb und Liebesdienst zu lassen,
wußt sie ihn wiederum zu fassen,
tat traurig, krank und sehr bedrückt;
gleich hing der Arme neu beglückt
in ihren Liebesschlingen,
dachte: „Nun wills gelingen!"
Bis sie das alte Spiel begann,
wobei sie stets, er nie gewann.

Einst, um die Zeit, wo man am Rhein
die Trauben keltert, und der Wein

in Strömen in die Kufen schießt,
in Strömen in die Kehlen fließt,
wo laut mit Spiel, Lust und Gesang
von je die Zeit vorüberschwang,
wo Tag und Nacht den Strom entlang
ein bunter Kranz von Tänzen zieht
und Jung und Alt das tolle Lied
des Lebens singt und selig ist
und Himmel, Tod und Leid vergißt, –
in dieser Zeit floß auch durchs Schloß
des Grafen Fest an Fest. Man goß
den guten Wein aufs Herz und freute
sich, daß man lebte, jetzt und heute.

An einem Abend – alles lag
berauscht, halb von dem heißen Tag
und halb vom Wein, und ruhte –
lief mit empörtem Blute,
verliebter Wut, durstiger Pein,
der arme Junker querfeldein
und fluchte allem Liebesbrand,
dem kühl sein Liebchen widerstand,

ein Salamander in der Glut,
die ihm nur wohl, nicht wehe tut.
„Nicht Liebesdienst, nicht Liebesschwur,“
rief er, „Gewalt und List hilft nur.
Ich muß, muß sie bezwingen,
sonst will mein Herz zerspringen!“

Da sah man wieder: Wer verwegen,
dem kommt das Glück von selbst entgegen.
Den Armen, der voll Ängstlichkeit
und Vorsicht ist, den flieht es weit.
Indeß der Junker zornig so
von Liebe und zu Liebe floh,
ging auch, von Lust nicht unversehrt,
von süßem Wein nicht unbeschwert,
das Fräulein in den Garten, legte
sich da ins Gras, und bald bewegte
sich leis im Schlaf die schöne Brust,
so fest der Lust, so süß der Lust.

Der Abend dämmerte schon schwer.
Schon fiel ein Tau. Von weitem her

klang Tanz und Liebesweise.
Rheinauf, rheinab rief leise
manch Horn von fern. Schon glitt gemach
das Abendrot der Sonne nach.
Und lauter schwoll des Stromes Gang
das abendstille Tal entlang.
Da fand der Junker froh erschreckt
die Schöne, die von Schlaf bedeckt,
vom Abend seidenbraun beglänzt,
da vor ihm lag; das Haar bekränzt;
die Tücher windverschoben,
leicht von der Brust gehoben,
lieblich verwirrt. Sie glühte,
wie eine frische Blüte
von Schlaf und Lust, von Traum und Wein,
von Jugend und von Abendschein.
Lang stand der Junker trunken,
verloren und versunken.
Mit beiden Händen dämpfte
er scheu sein Herz und kämpfte
mit drängendem Blut. In Flammen rot

glühte der Wein, den Lust ihm bot.
Traumtrunkne Bilder zogen
vorbei, und Rosen bogen
sich glühend und betäubend, dicht
um ein von Lust erhellt Gesicht.
Er seufzte schwer und stand und sann.
„Wie fang ich sie? Wie fang ichs an,
daß sie mir selber gerne schenkt,
wonach mein Herz sich sehnt und kränkt?
Nicht die Gewalt – zu lieblich ist
ihr Schlaf – vielleicht hilft mir die List.“

Wenn Jugend um die Liebe ringt,
so dient ihr alles, da gelingt
das Schwerste ihr, als wär es nichts.
Ein Haus von Stein, die Liebe brichts.
Die Liebe schwimmt durch Strom und Meer.
Nichts ist ihr fremd, nichts ist ihr schwer.
Man sagt oft, daß die Liebe blind,
man sagt sie sei ein töricht Kind.
Die wissen wenig, die das glauben,

und reden wie der Fuchs von Trauben.
Liebe macht klug, kühn und verwegen.
Lauf ihr mit frischem Mut entgegen!
Greif zu und schwing dich auf das Roß
der Liebe. Nach dem schönsten Schloß
trägt es dich, wenn du gut zu leiten
verstehst, mein Freund, und gut zu reiten!

Frech und entschlossen mußt du sein.
Das fiel auch da dem Junker ein.
Auf eine Liebeslist er kam,
wie ich nie bessere vernahm.
An einem alten Feuerbrand,
den er da in der Nähe fand
macht er den Finger schwarz und strich
dann zart, behutsam, vorsichtig,
der Jungfrau vorne an den Brüsten,
wo die einander lieblich küßten,
grad in das Tal, das niemand sehn
kann, ohne selig zu vergehn,
mit viel Geschick und vielem Fleiß
ein zierlich Rädchen, schwarz auf weiß.

Noch einmal sah er fröhlich dann
sein Werk und Gottes Werk sich an
und legt sich neben sie zur Ruh.
Ein Mantel deckte beide zu.

Vom Himmel wehte kühl die Nacht.
Der Mond stieg aus den Bäumen sacht.
Sternbilder zogen weltenlang,
und mancher lichte Funken sprang
am Himmel sausend hin und schwand.
Der Wind ging leise durch das Land.
Zuweilen scholl ein Ruf noch weit.
Stromrauschen, Traum und Einsamkeit.

Der Junker lag, doch schlief er nicht.
Ihr Atem streifte sein Gesicht.
Ihm war so wohl, ihm war so weh.
Wohl, wie ein Fischlein in dem See;
weh, wie ein Fisch im Sande
und auf dem trocknen Lande.
Ein Garten blühte vor ihm da
voll schöner Früchte, die er nah
mit Händen mochte greifen,

die doch für ihn nicht reifen
und sein nicht werden wollten.
Fünftausend Teufel tollten
durch sein verliebtes Blut. Er schrie
am Ende auf und küßte sie.
— Die fuhr empor — erkannt ihn, und —
ein rascher Schlag auf seinen Mund
riß seinen Traum vom Pferde
und setzt ihn hart zur Erde.
„Was", rief sie, „willst du? treibst du hier?
In Liebesdurst und Liebesgier
verfolgst du mich bei Tag und Nacht!
Hast lang nichts anderes gedacht.
Als gäbs nichts besseres zu tun
für Junker, als bei Frauen ruhn.
Was legst du dich zu mir so nah?
In Schimpf und Schande komm ich da,
wenn dich ein andrer bei mir sah.
Laß mich in Ruh! Ich mag es nicht,
dein widerwärtiges Gesicht."

„Was", sprach er, „was verstellst du so,

mein Lieb, dein Herz? Erst lichterloh,
nun wieder trüb und ausgebrannt,
nun wieder fremd und unbekannt.
Hätt ich mich da nicht vorgesehn,
du sagtest: Garnichts ist geschehn.
— Der ist ein Narr, der Frauen traut.
Wie gut, daß ich da vorgebaut."
„Seltsame Worte! Toller Sinn!
Was heißt das? und wo zielst du hin?"
sprach sie. „Was brannte lichterloh?"

Der Junker sah, von Herzen froh,
wie gut sie in die Falle ging,
wie lieblich seine List verfing:
„Verstell dich nicht," sprach er, „du weißt,
wohl was das soll und was das heißt.
Ich hab bei dir gelegen!
Die Liebe gab den Segen.
So lange hast du mich verletzt
mit Spiel und Spott. Das ist nun jetzt
begraben und vergessen,
seit ich dich ganz besessen."

„Ach, Junker", rief sie, „bist du toll?
Bist du von jungem Weine voll?"
„Ja!" sprach er, „voll von jungem Wein!
Dein Mund, der war das Becherlein,
daraus ich ihn getrunken.
Der Wein, der sprühte Funken.
Ich schlürfte diesen Wein hinein,
nun muß ich wohl betrunken sein.
Berauscht sind meine Sinne
vom süßen Wein der Minne.
Du fühlst schon nichts mehr, spielst so gut,
wie manches falsche Weibchen tut:
Erst läßt sie alles still geschehn,
dann weiß sie nichts, hat nichts gesehn.
— Ist deinem Mund auch nichts bewußt,
mein Wappen steht auf deiner Brust!
Ein Liebesrädchen tanzt im Kreis
auf deinen Brüsten, schwarz auf weiß.
Da sieh ob alles Lug und Trug.
Jetzt, Liebchen, war ich dir zu klug."
„Ja", rief sie, „Liebesraserei
macht dich wohl toll! Wie sollt das gehn?

So war ich selber nicht dabei.
Hab nichts gehört und nichts gesehn.“

Sie eilte hinter einen Baum
und schob zur Seite Tuch und Saum
und sah vom Mondlicht matt bestrahlt
ein zierlich Rädchen schwarz gemalt,
und staunte, suchte, sann und fand
dasselbe stets: das Rädchen stand
zart am verborgnen Orte,
und ob der Liebespforte.
Sie sann wohl hin, sie sann wohl her:
„Der Wein war jung; mein Schlaf war
schwer.“
Sie sann wohl her; sie sann wohl hin,
und schien ihr selbst in scheuem Sinn,
als wär es wirklich Wirklichkeit,
und war ihr schon nicht halb mehr leid.
Sie irrte wie auf Traumes Spur
und prüfte und erwägte nur
und grübelte und dachte:
„Wüßt ich nur, wie ers machte!“

Und zögernd, zürnend, halb verletzt,
halb von der kecken Tat ergetzt,
ging sie um ihn zu fragen.

„Das kann ich dir nicht sagen,"
sprach er. „Doch will ichs zeigen
so wies geschah. Mein eigen
bist du nun doch für alle Zeit,
jetzund, fortan, in Ewigkeit!"
Die Gute war sogleich bereit.
Neugieriges Verlangen
färbt glühend ihre Wangen.
„Doch hier", sprach er, „wär viel gewagt.
Laß uns in deine Kammer gehn,
da stört uns niemand bis es tagt,
und kein Verräter wird uns sehn."
„Ja!" sprach sie, „Komm!" Sie eilte schon
voran.
Im Schlosse alles schlief.
Ein Käuzchen nur vom Turme rief.
Das Tor ging auf mit leisem Ton
und knarrte nach, die Treppen auch.

Sie standen, hielten jeden Hauch.
Auch fiel ihm ein, daß da ihr Gang
führt an des Grafen Kammer hin.
„Obgleich ich, Herz, nicht furchtsam bin"
sprach er da leise, „bin ich bang.
Wenn nun dein Vater jetzt erwacht?
Wir sind des Todes. Meine Schritte
erkennt er in der stillen Nacht.
Laß uns zurückgehn, komme, bitte."
„Nein!" sprach sie, „willst du mir ent-
fliehn?"
und wollt ihn eiligst fürder ziehn.
Er stand und hielt sich an der Wand,
sie aber zog ihn bei der Hand.
„Mach keinen Lärm! Ich trage dich,
auf meinen Schultern fürsorglich.
So hört dich niemand."
„Nein," sprach er,
„es wird nicht gehn. Ich bin zu schwer."
„Und ich bin stark. Sträub dich nicht lang.
Komm bald. Ich trag dich. Sei nicht bang."
Und widerstrebend hat zuletzt

er auf das Rößlein sich gesetzt.
Und leise und behutsam schlich
sie durch die Gänge, freute sich
der lieben Last. Er lachte
im Herzen laut und dachte:
„Wie gut es doch dem Manne geht,
der Mädchenherzen recht versteht
und klug danach sein Rädchen dreht.
Ja, kurzer Sinn und langes Haar,
das ist ein Spruch, von alther wahr!“

Als sie ihn so zu Bett gebracht,
da lagen sie die ganze Nacht
und lernten wie man Frauen macht
aus jungen Mädchen.
Silbern taute
der Morgen in das Tal und blaute
schon um die hohen Hügel helle.
Talauf, talab fiel manche Quelle
klingend vom Berge in den Strom.
Das Wasser rauschte durch den Dom
der Frühe. Lockend schwoll der Schall

wandernder Wasser überall,
weit durch den morgenkühlen Grund.

Der Junker hob sich Mund von Mund
und sah die Liebste lächelnd an.
„Siehst du, man stirbt doch nicht daran.
Wie war dir, Lieb? wie ist dir nun?“

„Nun“, sprach sie, „will ich nicht mehr ruhn
und will an allen Tagen
der Liebe dienen. Sagen
kann keiner, was die Liebe ist.
Wer Liebe kennt, ach der vergißt
das alles, was zuvor geschah:
nur Liebe, Liebe ist noch da!
Mir war, als ob ein süßer Klang
mir innen durch die Seele schwang.
Mir war wie Vogelsingen
und mächtig Glockenklingen.
Vor meinen Augen blühten,
in meinen Sinnen glühten
auf einer weiten Aue

die Rosen in dem Taue.
Ich schwebte wie in Lüften frei.
Ein Adler flog mir nah vorbei.
Ein Engel saß vor jedem Ohr
und sang mir auf der Fiedel vor,
bis Sinne und Gedanken
mir taumelten und sanken
in süßes Leid, in bittre Lust.
Da wacht ich auf an deiner Brust!"

Der Sperber

Ihr Herrn, ihr schönen Frauen,
gern wollt ich euch erbauen
mit heiligen Geschichten,
frommgläubigen Gedichten,
mit allem, was die Herzen rührt,
mit allem was zum Himmel führt,
doch eurer jungen Fröhlichkeit
hab ich ein beßres Lied bereit,
voll lockerer Erdenseligkeit,
vom Spiel der Liebe ein lustiger Schwank.
Ein helles Lachen sei mein Dank.

Ein Kloster, so wie Klöster waren,
sehr stolz gebaut an einem klaren,
gewundnen Fluß, vom Wall geschützt,
von schlanken Säulen schön gestützt,
müßt ihr in euren Sinnen
bunt malen außen und innen:

die Fenster und die Tore,
die Kirche mit dem Chore,
manch Bild von kunstgewandter Hand,
auch schön bestickte Leinewand
und Gärten, Blumen und Bronnen
und junge und alte Nonnen.

Die alten, eines Lebens satt,
das sie so oft betrogen hat,
bereiteten mit Muße
ihr Herz zu ewiger Buße.
Die jungen, noch verborgen
wie Rosen vor dem Morgen,
wie Knospen vor dem Springen,
wußten nichts von weltlichen Dingen,
blühten nur, um Gott zu dienen.
Doch glänzten unter ihnen
so zarte junge Frauen,
Gott selbst, sie anzuschauen,
saß oft in tiefen Träumen
und tat die Welt versäumen.
Ihrem rosenroten Munde

lauschte er manche Stunde.
Ihr Beten und ihr Singen
ließ er ihnen wohl gelingen.

So wie in einem Blumenreich,
wo tausend Rosen Flammen gleich
im Morgenwinde feurig wehn,
im Abendrot blutend vergehn,
sich alle doch in Ehrfurcht neigen
vor einer, die an schlanken Zweigen
sich höher als sie alle wiegt
und, tief bescheiden, all besiegt,
als flöß die ganze Lieblichkeit
der Welt in ihre Zierlichkeit, —
so war vollkommen ganz und gar
in der gebenedeiten Schar
der Nonnen eines Grafen Kind,
ein Mädchen frisch wie Märzenwind,
und kaum von siebzehn Jahren,
unschuldig, unerfahren.
Ihr würdet mich vertreiben
wollt ich sie recht beschreiben.

5*

Es würden alle Frauen
mir scheel das Bild beschauen.
Doch, daß ich euch versöhne,
einen Fehler hatte die Schöne,
in den doch von euch allen
noch keiner ist gefallen:
Sie wußte nichts — ihr werdet lachen —
von Liebe oder Liebessachen.

An einem schönen Nachmittag,
der friedlich auf dem Kloster lag,
als vor des Sommers Glanz und Gluten
geschützt die Mädchen alle ruhten,
ging diese Schöne unruhvoll,
ich weiß nicht wie ichs deuten soll,
halb traurig froh, halb schmerzlich müd,
verschlossen und doch aufgeblüht,
von Sommer heiß, von Hitze matt
und suchte kühle Lagerstatt
und Ruhe, die sie doch nicht fand.
Bei einem Baum, der luftig stand
hoch über Wall und Mauer,

da legte zwischen Trauer
und Lust gewiegt das Kind sich tief
ins kühle Gras und sie entschlief,
bis mitten in dem glühnden Schlaf
ein Hornruf aus dem Wald sie traf,
und von der Straße, die entlang
der Mauer führte, Hufschlag klang.

Ein Ritter von entferntem Schloß
verlor im Walde Weg und Troß,
ritt kreuz und quer und irrte weit
bis in des Klosters Einsamkeit
und sah das Kind.
Sie neigte sich,
den Schlaf sie aus den Haaren strich
und blühte schön von Schlafes Glut,
von junger Scham und jungem Blut.
Sie sah den Ritter staunend an,
um den die helle Sonne rann;
jung war sein Bild, stolz sein Gewand,
einen Sperber trug er auf der Hand.

Lang sah das Mädchen da den Mann,
lang sah der Mann das Mädchen an.
„Herr," sprach sie dann, „was tragt ihr da?
Solch Vöglein ich noch niemals sah.
Wie lustig hockts auf eurer Hand!
Wie kühn die Federn ausgespannt!
Schön gelb sind seine Füße
und seine Augen süße!
Und seine Flügel! — nur schade!
wär doch sein Schnabel grade,
so wärs vollkommen ganz und gar.
Man siehts, es singt auch wunderbar.
Ihr wollt es wohl den Frauen schenken,
daß sie dabei an euch gedenken?
— Wer denkt an arme Nonnen? Ach?!
Uns singt nur nachts die Drossel wach,
die Drossel, die den Schlaf erschreckt
und früh vor Tag uns auferweckt."

Der Ritter hörte und vernahm,
welch guter Wind ins Segel kam;
er hörte Glocken klingen

von heimlich süßen Dingen,
und zu dem schönen Kind gewandt
hob er den Sperber auf der Hand:
„Es ist ein seltner Vogel, Frau,
man nennt ihn Sperber; er ist schlau,
wie Menschen sind und vielgeschickt.
Seht, wie er lustig auf euch blickt.
Er weiß viel Lieder seltsam reich;
kein Vogel kommt im Wald ihm gleich.
Er ist mir über alles wert,
doch wenn ihr, Schönste, ihn begehrt,
wenn ihr ihn liebt, wenn ihr ihn wollt —
er ist mir feil — doch nicht um Gold."

„Ach Herr," sprach sie, „ich gäbe viel
und kaufte mir dies Federspiel,
doch ich bin arm, so arm. Geringe
sind, glaubt mir, alle meine Dinge."

„Nein," sprach er, „nein, ihr wißt zu gut,
wie überköstlich reich ihr seid.
Betrügt mich nicht. In eurer Hut

habt ihr den Hort der Seligkeit,
den Edelstein, die süße Pracht,
die Gott den Frauen selbst gemacht.
Gebt mir, wenn ihr den Sperber wollt,
der Minne heimlich glühend Gold.
Ja, laßt mich das gewinnen,
so geh ich reich von hinnen,
und ihr habt dennoch nichts verloren:
Minne wird täglich neu geboren."

„Gern gäb ich alles," sprach sie da,
„doch Minne ich noch niemals sah.
Ich weiß nicht, was soll Minne sein?
Ich habe nichts in meinem Schrein
als ein schön Kleid für Feiertage,
ein buntes Band, das ich dann trage,
ein Bild, darauf Gottes Mutter gemalt,
wie sie ihr lieb Kindlein anstrahlt
und außerdem nichts andres mehr,
als ein Psalterbuch und Nadel und Scher."
„Ich fände schon das edle Gold,"
sprach er, „wenn ich nur suchen sollt.

Kommt nur herab, ich zeig euch dann,
wo man die Minne finden kann."

Ich weiß nicht, was das Kind gedacht.
Der Sperber lockte mit süßer Macht.
Der Ritter winkte. Der Tag war warm.
Sie sprang dem Reiter in den Arm
und schlug die Augen nieder:
„Hinauf komm ich nicht wieder!"
„Komm," sprach er, „Gott hilft weiter
und schickt uns Steg und Leiter."

Er führte die Schöne an der Hand
bis er einen schattigen Garten fand.
Sein Pferd band er da feste
an eines Baumes Äste.
Er setzte sich zu ihr in den Klee;
das tat den schönen Blumen weh.
Sie saßen da manche Stunden
bis sie die Minne gefunden.

„Ach liebster Herr," die Jungfrau sprach,
„heut ist ein angenehmer Tag.

Der Schatten ist kühl, die Luft weht frisch.
Des freut sich Vogel, Mensch und Fisch.
Wir wollen wie alle fröhlich sein.
Euer schöner Sperber ist nun mein!
Macht euch bezahlt zur rechten Zeit,
sonst wird euch noch der Handel leid.
Ich gebe gern, was ihr begehrt.
Nehmt ja, soviel der Vogel wert."

Der Gott der Liebe, wie ihr wißt,
mit goldnen Pfeilen gerüstet ist.
Sein Bogen klingt wie Saitenspiel.
Dreimal schoß er den Pfeil ins Ziel.
Ja besser wird auf Erden
kein Sperber je vergolten werden.

Vorüber huschte leicht die Zeit
voll lieblich bittrer Süßigkeit.
Und als der Abschied endlich kam,
die Jungfrau ihren Sperber nahm.
Hoch auf die Mauer mit lieber Mühe
half ihr der Ritter. „Schönste, blühe!

blüh wie ein Pfirsichbaum im März!
Bei dir bleibt mein Sperber, bei dir mein
Herz!"
Dann ritt er fort. Noch einmal klang
sein Hornruf lockend waldentlang.
Dann war er weit. Die Schöne stand
noch immer, winkte mit der Hand
und seufzte tief und dachte: „Gern
gäb ich den Sperber um den Herrn."
Dann sah sie an das Federspiel
und freute sich und küßt es viel
und lief zur Kloster-Meisterin,
hielt ihr den schönen Vogel hin.
„Was ich erworben habe, schaut!
Ein Vöglein, das uns all erbaut
mit wunderlieblichem Gesang.
Welch guter Kauf mir da gelang!
Ich hab kein Geld darum vertan:
Ein Ritter — meine Augen sahn
nie liebren Mann — der gab es mir
um Minne. Ach ich sage dir,
es kann nichts beßres geben

hier und in ewgen Leben.
Minne ist süß und weh zugleich.
Minne ist Himmels Himmelreich.
Was leben wir hier so allein?
Laßt Minnesucher um uns sein!
Fleißig wie gute Bienen
wollt ich der Minne dienen.
Ja wer ihr dient, ich glaube dem
ist Gott von Herzen angenehm.
Ich sah den Himmel offen!"
— Da schwieg das Kind betroffen.

Der Alten Züge färbten sich
mit Rot, Grün, Blau, und fürchterlich
quoll in die Augen Zorn und Wut,
wie es bei alten Weibern tut,
wenn sie von Minne hören.
Die Adern, die empören
sich drohend. Gift und Galle schwillt
in morscher Haut, bis überquillt
der Mund von Schimpf und Schande.
So hier wie dort zu Lande.

„Weh!“ rief die Alte, „weh und weh!
Hätt ich dich totgeschlagen eh!
Nun bist du ganz verdorben
und geistlich schon gestorben.“
Sie schlug und trat, sie schrie und schalt,
zerrt ihr die Haare mit Gewalt:
„Ein Weib bist du geworden,
unrein in unserm Orden.
Verloren hast du deine Ehr,
die wird dir nimmer und nimmermehr,
mußt ewig dich drum grämen,
vor allen Jungfern schämen!“
Und zwickte wieder, schrie und schlug.

Die Schöne gar geduldig trug
die Wut und dachte: „Oft vernahm
ich, daß auf Sonne Regen kam.“
Und doch bekümmerte sie sehr,
was von verlorner Jungferehr,
von bittrer Schande, ewger Schmach
die aufgeregte Meistrin sprach.
Und reuig traurig sann die Schöne,

wie sie die Zürnende versöhne.
„Ich will, und macht es auch Be-
schwerden;“
so dacht sie, „wieder Jungfrau werden.“
Und heimlich schlich sie Tag für Tag
zur Klostermauer; wartend lag
sie dort im Gras, sah nach dem Wald
und betete: „Gott, schick ihn bald!“

Wer einmal, matt von Durst und Brand,
im Sommer eine Quelle fand,
die kühlend aus der Erde quoll,
der denkt des Wassers sehnsuchtsvoll,
wenn ihn aufs neue Hitze plagt,
und ist der Quell nicht weit, so jagt
er froh feldein zum kühlen Ort
und segnet ihn und labt sich dort.
So auch der Ritter.
Ach ihn schien
sein eigen durstig Herz zu fliehn.
Er fand nicht Rat, er fand nicht Ruh,
ritt wiederum dem Kloster zu.

Und wieder als der Nachmittag
einschlummernd vor den Mauern lag,
als alles in der Kühle tief
und sicher in den Zellen schlief,
als selbst die sommerliche Zeit
einnickte in der Einsamkeit,
nur nicht die Schöne, die im Gras
und Schatten auf der Mauer saß,
da klang ein Hornruf leise
und lockende Liebesweise,
und Roß und Reiter blinkte.
Froh stand sie auf und winkte.
Und wieder sah das Kind den Mann,
der Mann voll Lust das Mädchen an.
Dann schalt sie ihn und flehte:
„Herr, Gott erhört Gebete!
Ich bat ihn, bring den Dieb zurück
der mich um Tugend, Ehr und Glück
und alle Ruhe brachte,
der meiner Torheit lachte.
Hier nehmt das Tier! Ich will es nicht!
Und tut an mir nach Ritterpflicht,

helft mir vom Walle nieder,
gebt mir die Minne wieder!
Ach meine Meistrin ist so gram,
daß mir ein Mann die Minne nahm."

Der Ritter lachte, dachte dann:
„Was man so gütig bietet an,
das nimmt mit Recht ein kluger Mann."
half ihr herab und dann — ihr wißt,
was wiederum geschehen ist.

Die Schöne seufzte: „Schade,
daß Minne keine Gnade
bei unsrer Meistrin findet.
Ach Minne überwindet
all Traurigkeit, all Herzeleid.
O Über-Überseligkeit
will mir mein Herz entzünden.
Die Minne hilft von Sünden!"

So lachten sie, so spielten sie.
Der Liebe ewge Melodie

klang rund um sie und sang dazu
von Erdenglück und Himmelsruh.

Die Stunde schlich. Die Zeit verstrich.
„Mein Lieb," sprach er, „ich denk an dich
nach hunderttausend Meilen.
Fahr wohl, jetzt muß ich eilen."
„Nein!" rief sie laut und hielt ihn fest,
„ein Narr, wer sich betrügen läßt!
So sollt ihr nicht von hinnen!
So sollt ihr nicht entrinnen!
Ich laß euch nicht, bis ihr bezahlt
das alles redlich, was ihr stahlt.
Dreimal nahmt ihr für euer Tier
die Minne. Dreimal sollt ihr mir,
bei aller Heiligen Leben,
auch Minne wiedergeben."
Der Ritter sprach: „Von diesem Gold,
zahl ich euch gern soviel ihr wollt.
Mit Leib und Seele büße
ich gern die Sünde, Süße."

Die scharfen Pfeile flogen
von Eros goldnem Bogen,
und auch der dritte glücklich fiel
ins schöne Ziel.

Als schon die Abendkühle kam
der Ritter traurig Abschied nahm,
und wie er ritt klang noch einmal
sein Hornruf übers stille Tal.
Dann war er weit.
Die Schöne stand
noch lange, winkte mit der Hand
und seufzte tief und dachte: „Ach,
wer Gott dient hat viel Ungemach."
Dann lief sie zu der Meisterin.

„Nun freut euch!" rief sie froh, „ich bin
nun wieder Jungfrau, wie zuvor,
ja alles, was ich da verlor
an Minne, euch zuliebe
nahm ich es von dem Diebe.
Hab redlich mir genommen,

was er von mir bekommen.
Ich ließ mich nicht betrügen,
ich ließ mir nicht genügen,
bis er mir alles, Stück für Stück
in gleichem Maße gab zurück.
Nun seid mir wieder freundlich, seid
mir gütig, wie in alter Zeit."

Da sprach die Alte stille:
„Es ist des Herren Wille,
und eine gar seltsame Märe.
Wer doch auch solch Kindlein wäre."

Ja wer das Feuer erkennt,
der hüte es, daß es nicht brennt.
Ist aber ein Schaden geschehen,
so lernt ihn übersehen.
Davor sich niemand kann bewahren,
das lasset ruhig des Weges fahren.
Das raten die weisen Leute,
wie gestern, so morgen und heute.

6*

Phyllis und Aristoteles

Was ist die Liebe?
Seit auf Erden
wir von ihr krank und selig werden,
fragt jeder was die Liebe ist,
Heide und Türke, Jud und Christ.
Wie seltsam und wie mannigfaltig
der Menschen Wesen, allgewaltig
herrscht doch rund um den Erdenball
die gleiche Liebe überall,
und nichts kann ihr entgehn. Sie hält
in festen Armen alle Welt.
König und Bettler ist ihr gleich,
und schön und häßlich, arm und reich.
Ein Flammenmeer von Liebe brennt
die ganze Welt, und keiner kennt
der Liebe wahres Element.

Wie ein Phantom, ein Alp, ein Geist,
sitzt sie dir auf der Brust und reißt

dein Herz dir auf und spielt und lacht,
wenn sie dich bis in Tod und Nacht
und jede Hölle hat gebracht.

Oft blüht sie auf wie seltne Blume,
kostbar und schön, im Heiligtume
kindlicher Herzen und entflammt
den Menschen, der von Erde stammt,
zu Göttertaten, hebt empor
ihn zum Olymp.
Doch oft verlor
auch mancher Tat- und Lebenskraft,
und Mut und Geist, von Lust erschlafft,
von Liebeswut zertreten.

Den rührt sie zu Gebeten
und den zum Mord. Die Liebe ist
so Gott wie Teufel, und ihr wißt
oft nicht, wer von den beiden
euch Lust gibt oder Leiden,
und ob die Glut, die euch entflammt,
von Himmel oder Hölle stammt.

Von diesem wilden Wesen
kann keiner doch genesen.
Hier hilft nicht Mut und tapfre Tat,
hilft kein Gebet und guter Rat.
Der Weise und der Narr, hier sind
sie gleich. Der Starke wird zum Kind.
Der Tor wird klug, der Kluge dumm.
Die Liebe wälzt sie alle um.

Ein Mittel nur ist lang bekannt
ihr zu entfliehn. In Griechenland,
vor alten Zeiten lehrte es
der weise Aristoteles,
der selbst zuvor erfahren,
daß auch mit grauen Haaren
der allerklügste Mann der Welt
ins Netz der ärgsten Torheit fällt,
wenn Liebe und ein junges Weib
es wollen.
Darum sprach er: „Bleib
den Weibern fern! Nur dann allein
kannst du vor ihnen sicher sein."

Dem Rate folgte gern mancher Mann.
Wenn man nur will! Wenn man nur kann!

Als Alexander, den man nennt
den Großen, der einst Orient
und Occident mit seinem Ruhm
erfüllte, noch ein junger Fant,
da führte in das Heiligtum
der Weisheit ihn ein Lehrer ein,
der selbst im weisen Griechenland
nicht einen seinesgleichen fand
und den noch heute alle Weisen
als ihrer Zunft bewährten Meister,
als König der gelehrten Geister,
als den erhabnen Edelstein
im Diadem der Weisheit preisen.
Mit aller seiner Kunst belehrte
der da den Knaben und beschwerte
ihn bald mit allem, was ein Mann
nicht wissen muß, doch wissen kann.
Der Jüngling lernte da mit Fleiß
das was man nicht, das was man weiß,

und mehr dazu. So fleißig lag
vom Morgen bis um Mitternacht
er ob den Büchern Tag um Tag,
daß ers am End so weit gebracht,
dem weisen Lehrer fast zu gleichen
und ihn in allem zu erreichen,
in Wissenschaft und mattem Blick.
Schon ward er mürrisch, klug und dick.
Welch Glück, daß noch zur rechten Zeit
die Liebe ihn davon befreit
und ihn aus blassem Wissen
ins frohe Sein gerissen.

In seiner Mutter Diensten stand
ein Mädchen, zierlich, schön; die fand
Gefallen an dem schönen Knaben
und dachte sich an ihm zu laben.
Bald sah auch er auf ihrem Mund,
auf ihren Brüsten zart und rund
viel schönre Weisheit offenbart,
ein Wissen von viel tiefrer Art,
als in des halbverdorrten,

des blassen Lehrers Worten.
Aus ihren Augen sprühte,
auf ihren Wangen glühte
des Lebens unverwelkter Sinn,
dem gab sich Alexander hin.
Hier diente er der Wissenschaft
mit ganzem Fleiß und aller Kraft.
Hier war ein süßes Abc,
das tat ihm wohl und niemals weh.
Hier war die Logik klar und schlicht,
so einfach wie Gott selber spricht.
Um schöne Mädchenlippen kreist
ja Logos selbst, des Lebens Geist.
Die Rätsel sind hier offenbar.
Des Daseins Wesen wahr und klar,
so hell wie es am Anfang war,
eh Wissensdunst und Wissenskram
ihm alle reine Frische nahm
und es in Nebeldampf und Dunst
von Worten hüllte.
Hier war Kunst,
ganz unverdorben, rein und groß,

von Sünde frei, von Reue bloß,
nackt, schön und selig Tag und Nacht,
von Gottes eigner Hand gemacht
die Menschen zu erfrischen,
des Lebens Not zu mischen
mit heller Lust, mit Lachen
das Trübe klar zu machen.

Wo solch ein edler Becher winkt
voll Wein der Lust, die Jugend sinkt
da selig, durstig nieder
und trinkt, trinkt immer wieder.
Wer schöne Brüste fest umspannt,
der wiegt das Leben in der Hand,
des Daseins Quelle, die noch nie
versiegte; Lust und Leid strömt sie,
doch Lust und Leid so heiß gemischt,
daß es von jedem Durst erfrischt,
daß Sehnen und Begehren
das Herz nie mehr beschweren.
So trösteten einander
Phyllis und Alexander.

Voll Zorn und Kummer sah indeß
der weise Aristoteles
wie schnell sein Schüler, den so nah
er schon dem Schoß der Weisheit sah,
um Liebesspiel und Sinnentand
das alles lachend aus der Hand
warf, was ein Weiser schätzen
soll als sein einziges Ergetzen.
Die Bücher sah er kaum noch an
und statt auf edle Weisheit, sann
er lieber auf ein Liebeslied,
das viel zu schnell, zu gut geriet.
Von wahrer Künstler Künstelei
war nichts darin. Er sang es frei
so wie der Vogel, wie es kam,
und ohne Zucht und ohne Scham.

Der weise Lehrer fluchte, schalt,
versuchte Güte und Gewalt,
Drohen und Zorn.
„Ein Greis allein",
rief er, „kann wahrhaft weise sein.

Von Liebesgreuel unbeirrt
spürt er was war, was ist und wird.
Ihn locken von der Weisheit Spur,
nicht rohe Kräfte der Natur."

Doch als sein Schelten und sein Drohn
nichts half, verklagte er den Sohn
beim Vater; der ließ gleich die beiden
mit Strenge von einander scheiden,
bedräute sie und schnaubte Wut,
wie jeder weise Vater tut.

Da ward aus Lust und Lachen Leid.
Die Liebe will nicht Einsamkeit,
will herzliches Umfangen
und Aneinanderhangen.
Einsam wird Liebe Qual und Tod.
Der süße Wein, den sie erst bot,
wird Leib und Seele brennen,
wenn Liebende sich trennen.
Auch Phyllis fand bei Tag und Nacht
nicht Ruhe, nur auf eins bedacht:

sich und die Liebe gut und bald
an jenem Weisen, der sie schalt,
zu rächen. Eine feine List
ersann sie; keine bessre wißt
ihr alle.
Wer der Liebe feind,
der hüte sich! Wie klug er scheint,
wie wohlbehütet er sich meint,
die Liebe stellt ihm ihre Falle,
er tappt hinein, so wie wir alle,
und schwitzt, verfolgt von ihrer Wut,
mehr als wir alle Gut und Blut.
An einem Morgen früh — noch lag
die erste Frische auf dem Tag,
von allen blühenden Ästen rann
der Tau und silbern überspann,
ein Glanz von kühlem Licht die Welt,
die Rosen standen hoch, erhellt
von eigner Glut, die Drosseln schlugen
aufschluchzend, leichte Winde trugen
weit durch die Gärten Ruf und Schall,
ein Ton der Liebe überall —

da schmückte Phyllis frühe sich
mit aller Frauenkunst und schlich,
den Weisen zu erwarten
schon auf und ab im Garten,
wohin er, wenn noch alles schlief
am Morgen kam, in Weisheit tief
versunken und in fromm Betrachten
der Dinge, die einst andre dachten.

Phyllis trug nur ein leicht Gewand,
so leicht, man hätte mit der Hand
die zarte schöne Form der Brust
nachfühlen können. Alle Lust
des schönen Leibes unverborgen
schien durch das leichte Tuch.
Am Morgen
sind alle Frauen ohnedies
seltsam erneut und schön.
Auch ließ
Phyllis die Schleier lose fliegen
und wußte lockend sich zu biegen.
Mit bloßen Füßen rannte

sie – ach, der Weise brannte
schon lichterloh – durchs nasse Gras,
schürzt lustig ihren Rock und las
den Schoß voll Blumen: Königskerzen
und blaue Glocken, Frauenherzen
und Skabiosen. Lachend sprang
sie durch den Garten, pfiff und sang.

Wie eine Spinne, die geschäftig
ihr Netz webt, ganz aus zartem Hauch,
und ist doch unzerreißbar kräftig,
so lustig webte Phyllis auch
ihr Netz aus Lachen, Trug und Schein
und spann den armen Weisen ein.
Er saß auf seiner Bank und sah
nur sie. Die Bücher lagen da.
Einzig um schöne schlanke
Beine flog sein Gedanke.
Vergangne Zeiten warfen licht
ein Lächeln über sein Gesicht,
und in dem dürren Leib erwachte
zag ein Verlangen. Lüstern lachte

er Phyllis, die vorbei lief, an;
die lachte wieder, kam heran
und ließ das Kleid voll Blumen los,
warf sie dem Alten auf den Schoß.
„Da nehmt," sprach sie, „so weisem Mann
soll auch die Schönheit dienen. Kann
wohl einer mehr sie schätzen,
sich besser dran ergetzen,
als ihr?"
„Ja," sprach er, „liebes Kind,
wenn wir auch grau geworden sind,
wenn auch der Leib beinah verdorrt,
die Seele blüht doch fort und fort.
Nur leider wird ein innrer Wert
von jungen Frauen schlecht verehrt."
„Nein!" rief sie, „Nein! Mir gilt nichts mehr,
nicht Jugend, Schönheit, zieht so sehr
mich an, als Weisheit und ein Mann,
der meiner Torheit raten kann."
Dann setzte sie sich zu ihm, rückte
ihm lächelnd nahe und zerpflückte

die Blumen, blickte schüchtern her,
dann wieder fort und seufzte schwer,
schrieb mit den Füßchen in den Sand,
hielt ihre Knie in der Hand –
ihm ward bald kalt, ihm ward bald warm,
und zitternd nahm er ihren Arm
und küßte ihn. Sie lehnte sich
fast an ihn, reckte, dehnte sich,
ward rot und blaß und lachte.

Der große Weise machte
da, was in solcher Lage
ein Tor auch alle Tage
und ohne große Weisheit tut,
er flehte: „Kind, komm sei mir gut!"
Er küßte sie und drückte;
sie zuckte, blickte, rückte,
jetzt stand sie auf, jetzt sank sie nieder.
„Kommt, laßt mich," sprach sie, „ich muß wieder
ins Schloß." „Nein!" rief er, „ach, verziehe

ein wenig noch! Sei mein! Ich kniee
vor dir!" – Der Arme ward zuletzt
noch kühner. Phyllis rief entsetzt:
„Solch weiser Mann, und solch ein Tor!"
Auf Knien blickte er empor:
„Komm, Venus, komm! In deinem Reich
sind Toren, Weise, alle gleich."
Er bot zuletzt ihr Geld und Gold,
wenn sie sein eigen werden wollt.
„Nein," sprach sie, „nicht um goldnen Lohn,
um eines aber tät ich schon,
was ihr begehrt. Den Frauen ist,
wie ihr als weiser Arzt wohl wißt,
oft seltsames Gelüste eigen,
so plagt es mich, weiß nicht warum,
auf euren Rücken möcht ich steigen,
doch ihr, ich weiß, ihr nehmt es krumm
und lacht mich aus, drum laßt mich gehn."
„Nein," rief er, „komm, ich will doch sehn,
das ist nicht schwer, das muß doch glücken."
„Nehmt einen Sattel auf den Rücken,
dann sollt ihr wie ein Pferd mich tragen;

ein schönes Spiel, das mir gefällt.
Wollt ihr das tun und für mich wagen,
so bin ich euer ganz und gar,
wenn nicht, so sollt ihr um die Welt
mich nicht berühren, nicht ein Haar.
Mein Gürtel sei der Zaum, so lenke
ich euch wohin ich mag und will.
Ihr haltet jetzt, ich nachher still.
Ein grader Handel, wie ich denke."
„Ja," sprach er, „'s ist ein schönes Spiel,
und ist für dich mir nicht zuviel.
Nur komm, mein Kind, und mach
geschwind,
eh die im Schlosse munter sind."
Da lief sie schnell und brachte
ein Sattelzeug und machte
den Weisen ganz zum Roß. Er kroch
auf allen Vieren, freute noch
sich solchen Spiels. Ihr Schmeicheln,
ihr Lächeln und ihr Streicheln
versüßten ihm den schweren Gang,
und als sie nun sich auf ihn schwang,

dacht er: „Daß doch mein lebenlang
so liebe süße Bürde
von mir getragen würde.“

Er nahm den Zaum auch in den Mund,
so lenkte sie ihn lachend und
nahm einen Rosenzweig und schwang
den lustig über ihn und sang
dem Liebesgott ein Lied, indeß
der weise Aristoteles
mühsam auf allen Vieren sie trug.
Sie zupfte ihn am Ohr, sie schlug
ihn mit dem Ast.
„Lauf flink, mein Pferd.
Dies Bild ist alle Weisheit wert.
Wir sind ein Widerschein der Welt,
wie Liebe siegt, wie Weisheit fällt,
wie Alter kriecht, wie Jugend glüht,
und wie ein Busch voll Rosen blüht.
Lauf zu! Lauf zu! dein lahmer Trab
führt nicht ins Liebesbett, ins Grab!
Ich weiß manch Roß, das so gelehrt

nicht ist, doch mehr zum Reiten wert."
Sie schlug den Zweig ihm um den Kopf.
„Fahrwohl!" Sie floh.
Der arme Tropf
sah nun zu spät, wem er vertraut.
— Und als er aufstand lachte laut
der ganze Hof, der lange schon
erwacht, von Fenster und Balkon
sich auch des schönen Rittes freute.

Der arme weise Tor bereute
zu spät, daß er vom ebnen Pfad
der Weisheit in die Wüste trat,
die Wüste, wo die Blumen wild
aufblühen, wo ein Duft erquillt,
betäubend, süß, verwirrend,
die festen Herzen irrend
und brennend. Ach nun sah er klar,
wie gut, wie nützlich Weisheit war,
und kehrte reuevoll zu ihr
zurück und lag an ihren Brüsten
fortan allein, und ließ sich hier

nach anderen nie mehr gelüsten.
Und um dem Spotte zu entgehn,
das arge Weib nie mehr zu sehn,
verließ er Hof und Stadt und floh
nach einer Insel irgendwo
in Einsamkeit, wo keine Frauen
je lebten.

„Nie mehr will ich schauen",
dacht er, „solch teuflisch Wesen.
So werd ich dann genesen.
So ist mir Ruh und Frieden
für alle Zeit beschieden."
Auch schrieb er da ein weises Buch:
„Die Frauen sind der Männer Fluch."
Viele Geschichten schrieb er auf
und manchen krausen Lebenslauf,
eins zu beweisen: Nichts beschwert
so sehr das Herz, als Liebe. Kehrt
sich einer einem Weibe zu
verliert er alles: Glück und Ruh
und Weisheit, tappt und fällt

in jedes Netz, das sie ihm stellt,
bleibt wie ein Fisch gefangen
an jeder Angel hangen.
Ihr lieblich Augenblicken,
ihr Neigen und ihr Nicken,
der Duft der Haut, das schöne Bein,
die zarten weißen Gliederlein,
die Lippen und der Wangen Rot,
sind nichts als Gift und Pest und Tod.
Auch wuchs kein Kraut dagegen
und keine Arzenei,
nicht Alter, Bann und Segen,
nicht Weisheit steht euch bei.
Nur eins — ich habs erfahren —
nur eins kann euch bewahren:
tut so wie ich, packt auf und flieht
dahin, wo man nie Frauen sieht.
Das ist der Weisheit Schluß und Kern!"

Dem Rate folgt, ihr weisen Herrn!
Ja, wer ihm folgte, der entrann!
Wenn man nur will! Wenn man nur kann!

Bestrafte Eifersucht

Wie seltsam: wo ist wohl ein Mann,
der nicht verstohlen denken kann
geheimer Liebesstunden,
die er auf Raub gefunden,
und der, wenn nur Gelegenheit
ihm günstig war, zur Lust bereit
gern manche schöne Frau hinnahm,
die grade in den Weg ihm kam?
— Ein Ehring selbst, ich weiß gewiß,
war selten da ein Hindernis,
und mancher Freund verstohlen macht
den Freund zum Hahnrei, geht und lacht.
Und dennoch, ob ihr gleich dies wißt,
schwört jeder doch: „Mein Weibchen ist
mir treu!“ Ihr würdet ja vor Wut
nichts sehn als Feuer, Mord und Blut,
wenn ihr erführt, wie oft, wie gut
ein andrer euch dasselbe tut,

was ihr vielleicht im gleichen Spiel
ihm wiederzahlt. Wie oft schon fiel
die beste Tugend. Doch ihr denkt:
„Nur mir, und mir alleine henkt
man kein Gehörn an; ach, ich schlüge
sie tot! — Ich freilich, ich betrüge
die Gute oft, bald hier, bald dort.
Was tuts? Mit Wasser wäscht mans fort.
Die Freiheit mir! Mir das Vergnügen!
Ihr mag das Ehebett genügen."

Die Schöne freilich freut sich sehr,
daß ihr doch gar so sicher seid,
und macht sich heimlich gute Zeit,
ruft einen Buhlen, oder mehr,
und findet die Gelegenheit,
das Leben lustig sich zu würzen,
die Langeweile gut zu kürzen.

Doch wenn auch heute kaum ein Mann
mit Recht noch seiner Frau vertraut,
ist doch der Blinde besser dran,

der auf ihr Herz Paläste baut,
als einer jener Toren, die
zuviel sehn und das Rechte nie,
die ihre süßen Liebestrauben
durch Eifersucht zu schützen glauben.
Ihr Klappern und ihr dumm Geschrei
lockt erst die Vögel recht herbei.
Das Weibchen, das an nichts gedacht,
wird nun erst auf den Weg gebracht,
und schätzt erst doppelt das Vergnügen,
den strengen Wächter zu betrügen.

Ein Kaufmann lebte einst vor Jahren
zu Köln am Rhein, war wohlerfahren
in aller Weisheit, die ein Mann
erwerben und besitzen kann.
Der Kaufmann hatte vor der Zeit
ein junges, schönes Weib gefreit.
Er liebte sie, sie liebte ihn.
Die hellste Liebessonne schien
in ihrem Hause manches Jahr,
hätt auch geschienen immerdar,

wenn nicht mit Umsicht und Bedacht
er selber sich darum gebracht.

Einst pries er einem Freunde laut
sein Weib:
„Sie ist wie eine Braut
noch heute, schön, in mich verliebt
und treu. Ich weiß wie du, es gibt
nur wenig Frauen, die es sind;
doch meine ists. Ich wäre blind,
säh ich nicht, wie ihr Herz allein
nur mir gehört."
Da lachte sein
der andere und sprach:
„Gemach!
Schon manchen hört ich, der so sprach,
und schwieg doch bald, ward still und stumm.
Den Weibern sind wir all zu dumm.
Je frömmer eine scheint, so schlimmer
treibt sies geheim, das hört ich immer."
Da schalt ihn jener und rief: „Nein!
Sie ist mir treu! Sie muß es sein!"

„Ja, wie du willst. Ich schweige still.
Ein jeder glaube, was er will.“

Spitz wie ein Stachel saß dies Wort
ihm nun im Herzen; fort und fort
vergiftete ein bang Mißtrauen
ihm Glück und Liebe. Manchen schlauen
Versuch, die Wahrheit zu erkunden,
ersann er. Wie in frischen Wunden,
so wühlten ihm Gedanken schwer
in Herz und Hirn, und immermehr
ward ihm gewiß: „Auch sie betrügt
wie alle. Sie ist schön. Genügt
das nicht? Doch will ich klar
die Wahrheit sehn und offenbar.“

Die Frau mit Schmerzen bald empfand,
wie er von Eifersucht entbrannt,
wie sein Vertrauen stündlich schwand,
und suchte scheu und liebesbang
mit aller Güte Überschwang,
ihn zu gewinnen und vermehrte
doch nur den Wahn, der ihn verzehrte.

„Mag sie nur ihre Kunst verschwenden!"
dacht er, „ich laß mich nicht verblenden.
Die Angst nur treibt sie. Ich durchschau
die plumpe List nur zu genau."
Und so mit blindem Eifer plagte
er sie, die endlich ganz verzagte,
und tief verwundet und verletzt
am Ende zornig dachte: „Jetzt
werd ich ihm bald, bei meinem Leben,
auch Grund zu seinem Argwohn geben."

Zuletzt sprach er zu sich: „Wie schändlich
ist meine Lage. Ich will endlich
die Wahrheit sehn, die Schande wissen;
der dünne Schleier sei zerrissen,
in dem sie noch geborgen ist.
Ich prüf das Weib mit guter List.
Betrügen lasse sich der Tor.
Ich bin kein Narr. Ich seh mich vor."
Er ging zu seinem Freund und bat
ihn heimlich da um Freundesrat,
um Hilfe wie in bittrer Not.

„Die Eifersucht bringt mir den Tod.
Drum hilf! hilf bald! Ein guter Plan
ist schon gemacht. Stehst du mir bei,
als ob es deine Sache sei,
so ist das Beste schon getan.
Vereint muß uns die List gelingen
und Klarheit und Gewißheit bringen.
Du stellst dich so — nun gib mir acht —
als wärst du sehr in sie verliebt,
und wenn sie dann, von dir entfacht,
ein heimlich Stelldichein dir gibt,
zu irgend einer Zeit der Nacht,
wenn ich entfernt, zu ihr zu kommen,
geh ich für dich und fange sie."
Der Andre sprach: „Ich habe nie
von solcher Torheit, Freund, vernommen,
von keinem Mann gehört, der so
auf seine Schande brannte. Stroh
soll man nicht selbst ans Feuer bringen."
„Doch!" rief der Tor, „ich will es wissen!
Von Zweifeln hin und her gerissen,
will, muß ich Wahrheit mir erzwingen.

Doch hast du keine Lust, schon gut.
Ich finde manchen, der es tut."

Da fügte sich der Freund zuletzt
und dachte: „Er ist gar zu toll.
Eh ihm ein andrer dienen soll,
und sich – wer weiß wohl wie ergetzt –
eh will ich selbst das Spiel beginnen.
Der Narr ist wirklich gar zu dumm.
Ich kann dabei ja nur gewinnen.
Sollt ich das Weibchen ihm verraten,
das wär die dümmste meiner Taten.
Wollt mir das Spiel nur wohl geraten,
ich brächt mich wahrlich nicht darum."

„Freund," sprach er dann, „ich will dich heilen
von aller Eifersucht. Derweilen
laß mich nur oft mit ihr allein;
so will die Festung ich berennen.
Lehr mich nur jeden Zugang kennen.
Und läßt sie mich am Ende ein,

so sag ich dirs gewiß.“ — Wer war
da froher als der Kaufmann.
„Schwerlich“,
rief er, „wird sie lang widerstehn.
Dein dunkles Aug, dein schwarzes Haar,
das war den Frauen stets gefährlich.
Gib dir nur Müh, so muß es gehn.“
Er lud den Freund nun oft ins Haus,
blieb selber in Geschäften aus
und fragte dann am Abend stets:
„Wie wars, mein Lieber, und wie gehts?“
„Ach,“ sprach der, „ich versuchte viel,
mit Worten und mit Augenspiel,
doch half es nichts. Sie sagte: Nein!
Ich liebe meinen Mann allein.
Er haßt mich zwar, doch ich bin sein.
— Laß sie in Ruhe und vertrau!
Du findest keine beßre Frau.“
„Ach, glaube doch nicht solchen Schwüren!“
rief jener. „Was solch Weibchen sagt,
wenn man zuerst ihr naht, das kennt
man ja schon lange. Unverzagt

rück ihr nur näher! Zum Verführen,
scheints, hast du just kein groß Talent."

So trieb er ihn und ließ nicht nach,
bis jener wiederum versprach,
die Frau zu prüfen.
"Nun ists endlich
genug!" schwur er bei sich. "Wie schändlich
denkt er die Arme zu betrügen.
Da wär ich wohl nicht recht gescheit,
brächt ich mich selbst um ein Vergnügen,
die Arme in Verlegenheit."
Fortan begann er schlau und fein
die Schöne dichter zu umgarnen
mit Blicken, Lächeln, Schmeichelein,
und endlich auch mit keckem Wort.
Sie aber floh und lief ihm fort
und eilte, ihren Mann zu warnen.
"Dein Freund, mein Liebster, sinnt
Verrat."
"Ach was", sprach der, "sä keinen
Streit!"

Und heimlich dacht er: „In der Tat!
Sie spielt sehr gut. Merkt sie die Falle,
die da zu ihrem Fang bereit?
Ja, schlau und listig sind sie alle.“
Auch trieb den Freund er schärfer an.
„Ich faß es nicht, wie nur ein Mann
so lang vergeblich werben kann.
Sei kühner! kecker! Ich ertrage
der Ungewißheit Qual und Plage
nicht länger!“
„Ja“, sprach jener, „warte!
Ich spiele bald die beste Karte.“
Dann ging er zu der Frau und sprach:
„Ihr klagt, ich schlich euch heimlich nach.
Doch eben das, was ich getan,
ist eures Mannes Wunsch und Plan.“
Mit wenig Worten dann erzählte
er ihr den schimpflichen Verrat.
„Wie gut, daß er grad mich erwählte,
denn ich, ich lieb euch in der Tat.
Ich nahm nur an, um euch zu nützen,
vor seiner Torheit zu beschützen.

Doch kam mein armes Herz dabei
sehr schwer zu Schaden. Habt Erbarmen
und laßt in euren schönen Armen
mich Heilung finden. Ihr seid frei
von aller Schuld, und nehmt dazu
an ihm die beste Rache.
Seht,
wie lustig sich das Rädchen dreht.
Ihr könnt auf keinen Fall verlieren.
Ich schaffe euch für immer Ruh
vor seiner Eifersucht. Wir wollen
für alle Zeit ihn gut kurieren.
Ich habe einen wundervollen,
lustigen Plan. Um kein Vergnügen
soll er euch künftig mehr betrügen."

Dies süße Lied sang er solang,
bis es auch ihr verlockend klang,
bis sie von aller Treue weit,
zu jedem Spiele froh bereit,
ihm lachend in den Armen lag.
Das trieben sie so manchen Tag.

Der Mann bemerkte mit Vergnügen:
Die Sache, scheint es, will sich fügen;
und kam nach wenig Tagen
zum Freund, um ihn zu fragen.
Der schüttelte den Kopf: „Es scheint,
sie ist mir nicht so sehr mehr feind
wie früher. Warte, wie sichs fügt.
Vielleicht, daß sie dich doch betrügt."
Da rieb der Kluge sich die Hände
und sprach: „Nun brings nur gut zu Ende.
Ja, wenn sie ahnte, was wir brüten,
so würde sie sich besser hüten."

Und wieder über eine Zeit
sprach jener: „Freund, es ist so weit.
Lehr einer mich auf Weiber trauen!
Lehr einer mich auf Treue bauen!
Du sahst hier schärfer, Freund, als ich.
Wenn ich nun will, betrügt sie dich!
Stell dich, als müßtest du verreisen.
Für diesen Fall lud sie mich ein,
um Mitternacht bei ihr zu sein.

So kannst du ihr das Spiel beweisen.
Du gehst an meiner Statt zu ihr.
Das andre steht dann all bei dir."

Der Abend kam, die Stadt lag stumm.
Nur die Verliebten schlichen um
und huschten heimlich durch die Gassen
und wurden heimlich eingelassen.
Behutsam eilten auch die beiden
bis nah ans Haus.
"Hier muß ich scheiden,"
sprach dann der Freund. "Nun geh allein.
Klopf an, so läßt sie dich herein.
Sprich nichts — sonst merkt sie unsre List —
bis du in ihrer Kammer bist."
Der eine ging, der andre stand
und pochte an, und leise wand,
wie unter unsichtbarer Hand,
das Tor sich auf. Dann trat er ein
und war im dunklen Gang allein,
— bis plötzlich aus der Finsternis
jäh eine Hand ihn niederriß,

und Schläge sausten hageldicht
ihm über Nacken und Gesicht.
„So trefft ihn gut! So gebts ihm recht!"
rief laut die Frau. Und Magd und Knecht
schlug zu. Die Stecken flogen
da lustig auf ihn, bogen
sich über ihn und krachten
entzwei, und alle lachten.
„Schlagt zu! Schlagt zu! und walkt ihn gründlich!
Wer seines Freundes Weib begehrt,
der ist des besten Lohnes wert.
Gerbt ihm das Fleisch! Es ist zu sündlich.
Und prügelt ihm die Liebe aus,
und werft ihn endlich aus dem Haus!"

Der gute Mann stand still und stumm
und wandt sich rechts und links herum
und wollte nicht verraten
die Torheit seiner Taten.
Zwar freute er aufs neue
sich stets so großer Treue,

doch daß sie ihm den Rücken wund
da schlugen, ward ihm bald zu bunt.
„Halt ein," rief er, „ich bin .. halt ein!
dein Mann .. halt ein! mein Kopf! mein
Bein!
Nun fühl ich wohl, wie treu du bist.
Verzeih, verzeih die kleine List.
Ich wollte prüfen, wollte sehn,
ob du mich würdest hintergehn."

„Was?" rief sie, „was? So hinterhaltig
stellst du mir Fallen. Hätt ich das
gewußt, ich hätte mich gewaltig
an dir gerächt für solchen Spaß.
Mich so zu narren."
„Stille, stille!"
bat er. „Du hast dich echt bewiesen.
Die Schläge seien mir gepriesen,
wenn sie mich auch erbärmlich trafen;
— ich fühlte doch, wie gut dein Wille,
als du den andern wolltest strafen.
— Geh, mach ein Essen! Hole Wein!

Ich lad den Freund indessen ein.
Er soll sogleich die Lösung hören
und mit uns beiden fröhlich sein."
— Sie wollte erst sich noch empören:
„Nein, den Verräter mag ich nicht!"
„Er tat", sprach er, „nur Freundespflicht.
Du mußt dich gleich mit ihm versöhnen,
das soll erst unsre Freundschaft krönen!"

Indessen kam die Magd mit Licht.
Die Frau sah lachend ihren Mann
und er beschämt die Frau da an
und ging ins Zimmer. — An der Wand
hing ob der Türe ein Geweih
von einem Hirsch. Darunter stand
er still und ließ sie nicht vorbei,
umarmte sie und hielt sie fest
mit einem Kuß an sich gepreßt.
Sie sah mit listgem Blick empor:
„Hier ist dein Platz!" „Ja," sprach der Tor,
„hier ist mein Platz; wie wohl das tut."
„Ja," sprach sie, „und es steht dir gut."

Weiberlist

Leben, das heißt auf Kugeln laufen,
die rasch sich drehn, heißt nie verschnaufen,
nie stille stehn, denn wirst du matt
und fällst, wälzt dich die Kugel glatt.

Im allgemeinen sagt man recht:
die Frau versteht das Leben schlecht.
Von kleinen Dingen viel gehemmt,
bleibt sie in seiner Werkstatt fremd
und steht verloren, hilflos bang
vor seiner Räder lautem Gang.
Der Mann faßt ihre Hand und leitet
sie durchs Verworrne klug und streitet
mit allen Teufeln. Tod und Pein
trägt er — für eines Lächelns Schein.
Denn, der in allem so gewandt,
ist hilflos doch und unbekannt
mit dem verwickelten Getriebe,
dem feinen Räderwerk der Liebe.
Hier ist die Frau die Meisterin
und wirft den Einschlag her und hin
und webt das Werk nach ihrem Sinn.

Ja, auf der Liebeskugel steht
das Weib stets oben. Wie sichs dreht,
so springt sie mit und hält gewandt
des Eros Fackel in der Hand.
Die Männer fallen und vergehn.
Die Frau, fällt sie, bleibt dennoch stehn,
und tanzend fallend blüht die Lose
erst recht als Gottes schönste Rose.

Bei vielen Weibern, wenn sie alt sind,
wenn Haut und Blut verwelkt und kalt sind,
kehrt sich das Herz, hier ausgebrannt,
weltab und träumt von einem Land,
wo alte Rosen wieder blühen
und alte Feuer wieder glühen,
wo man aufs neue wie ein Kind
die alte Liebeslust gewinnt,
nur schöner, höher, mehr entflammt
als Liebe, die von Erde stammt.
Das Leben, das so lustig rot
hier ihnen blühte, scheint nun Kot

und Erdentand. Und da sie selber
tagtäglich matter, kahler, gelber
und toter werden, so verschrein,
verdammen und vermaledein
sie alles, was sie einst beglückt,
und schelten alle, die entzückt
jetzt auf dem Tanzplatz lieben, lachen
und sich vergnügte Tage machen.
Und doch — der Himmel sei gepriesen —
nicht jedes alte Weib gleicht diesen.
So manche schaut dem frohen Spiel
der Jugend zu und denkt sich viel.
Von alten Zeiten ungekränkt
träumt sie. Noch manches Fädchen lenkt
sie klug und fängt noch manchen Mann
für andre, und erfreut sich dran,
daß so wie einst das Leben treibt
und immer jung und munter bleibt,
und hilft, ihr Alter zu erfrischen,
stets neu des Lustspiels Karten mischen
und schafft zum frohen Liebesstreit
den Anlaß, die Gelegenheit.

Zu Würzburg in der schönen Stadt,
die viele reiche Pfaffen hat,
wo zwischen Frömmigkeit und Wein
das Volk versteht, vergnügt zu sein,
da lebte einst, vor vielen Jahren,
ein altes Weib, das wohlerfahren
in Liebeskunst und Liebeslist
den schönen Damen und den Pfaffen
verstand Gelegenheit zu schaffen,
ein Ämtchen, das zu aller Frist
so nützlich wie ertragreich ist.
Und doch — ich weiß nicht wies geschah —
stand einst die Alte jammernd da
und blickte in ihr leeres Spind.
„Weh!“ rief sie, „alle meine Gulden
und schönen Doppelkronen sind
zu Ende und ein Berg von Schulden
will mich erdrücken. Schlechte Zeiten
für mein Geschäft sind heutzutage.
Die Scheu ist hin! Die Scham stirbt aus!
Wer macht sich jetzund noch die Plage
und schleicht zu einer Kupplerin.

Man winkt ihm ja auf allen Seiten
und ruft am hellen lichten Tage
den Buhlen ohne Angst ins Haus.
Und mir entzieht man den Gewinn!

Pfingsten, das heilge Fest, ist nah,
und leer mein Haus, leer meine Kasten.
Kein Heller ist im Beutel. Ja
am heilgen Tage muß ich fasten.
Geht es so weiter, trägt mein Tisch
am Sonntag weder Fleisch noch Fisch."

Bekümmert schlich sie durch die Gassen.
„Ich muß das Glück beim Mantel fassen!"
dacht sie. „Will sichs von selbst nicht fügen,
so muß man mit geschickten Zügen
ein Spiel eröffnen und beginnen.
Nur wer kühn wagt, kann frisch gewinnen."

Sie kam zum Dom und glitt hinein.
„Hier ist die rechte Liebesfalle.
Die schönen Beterinnen alle

sind weichen Herzens. Voll Verlangen
nach fremden unerhörten Dingen.
In hoher Fenster Dämmerschein
erglühen Herzen, Augen, Wangen.
Auch sind die strengen Männer fern,
vertrauend auf die Macht des Herrn.
Hier muß ein guter Fang gelingen."

Indem schritt würdevoll und prächtig
der Chorherrn einer durch den Gang.
„Das wär ein schöner Karpfen, dächt ich,"
sprach sie bei sich, „ein guter Fang!
Auch ist er grade fett genug,
gelüstgen Frauen zu gefallen,
wollüstig sicher und nicht klug,
die beste Beute unter allen."
Sie schleicht ihm eilig nach und faßt
ihn leicht am Rock: „Ach Herr, verzeiht,
verzeiht mir sehr, daß ich euch plage,
daß ich euch aufzuhalten wage;
es gilt nur eine schnelle Frage.
Nehmt mir vom Herzen eine Last

und zürnt mir nicht. Die Geistlichkeit
ist heute gar zu fromm und bieder.
Man sieht die schönen Frauen kaum,
da schlägt man schon die Augen nieder,
als wie vor Spuk und bösem Traum.
Verzeiht, ihr selbst ..."
"Genug! Genug!"
sprach der. "Was wollt ihr, gute Dame?
Ich werde aus dem bunten Krame,
den ihr da schwatzt, bei Gott nicht klug."

"Ein heikler Fall!" begann sie, blickte
sich ängstlich um. "Seht, Herr, mich
schickte,
Herr, eine Frau von edlem Stamme
— Ich war vor Zeiten ihre Amme —
zu euch. Ihr habt sie oft gesehn.
Sie sah euch an mit heißen Blicken.
Ihr aber wolltet nie ihr Nicken,
Erröten, Beben recht verstehn.
Ein hartes Herze habt ihr wahrlich
und eine Brust von Stein und Eisen.

Die Arme aber blieb beharrlich,
euch ihre Liebe zu beweisen.
Und, Gott, wie zierlich und adrett
sie ist, wie lieb und wundernett.
Ein jeder Mann wär ihr erbötig
zum Dienst. Sie hätte euch nicht nötig,
will doch von keinem andren wissen,
von eurer Schönheit hingerissen.
Ach, dieses Köpfchen! Diese Haut.
Aus braunen Kinderaugen schaut
solch allerliebst und köstlich Wesen,
solch unschuldvoll verliebtes Blut.
Wer sie nur sieht, der ist ihr gut
und muß von allem Leid genesen."

Der Domherr, der zwar wie und wo
nicht ahnte, brannte schon wie Zunder.
„Was?" dacht er, „wär ich wirklich so,
so dumm? Das läßt sich schwer verstehen
und wäre wahrlich doch ein Wunder,
hätt ich solch Futter übersehen.
Ich habe doch bei meinen Tagen

kein Abenteuer ausgeschlagen."
Er war – das seht ihr schon – ein Prasser,
und damit trafs die Alte gut.
Schon lief ihm in den Mund das Wasser,
und ganz in Flammen stand sein Blut.

„Verzeiht, Madam!" sprach er. „Nachher
von solchen Dingen gerne mehr:
grad ruft die Glocke mich zur Messe.
Ich mach geschwind, und bin ich fertig,
bin ich gleich wieder gegenwärtig.
Doch seht euch vor, bei meiner Seele,
daß ich euch nicht am End verfehle.
Und hier – daß ich euch nicht vergesse!"
Er drückte, was an Geld er fand,
der Alten eilig in die Hand,
und ging. Die lachte hinterher:
„Wo das herkommt, da ist noch mehr."
Dann schlich sie spähend wieder
im Dome auf und nieder,
dem guten, liebestollen Pfaffen
nun auch das Weibchen zu verschaffen.

Und von den Beterinnen allen
war eine, die zu diesem Spiel
ihr als die tauglichste gefiel.
„Die“, dachte sie, „muß ihm gefallen.“
— Die Schöne kam grad durch das Tor
herein. Die helle Sonne schoß
ihr nach und strömend Licht umfloß
sie zart und wie ein goldner Flor. —
„Wahrhaftig, keine bessre wüßt ich,
so jung und üppig und gelüstig.
Ein wenig Klugheit wird genügen,
verborgne Flammen zu entfachen
und sie zu jeglichem Vergnügen
willfährig und bereit zu machen.“

Die Alte eilte gleich ihr nah
und sprach: „Verzeiht und hört mich an.
Euch grüßt ein stolzer Edelmann,
der hier im Dom euch heimlich sah.
Der Liebe Feuer will ihn rösten.
Erbarmt euch doch! ihr könnt ihn trösten!
und blickt ihn freundlich an, er ist

schön, edel und ein guter Christ,
dem hohen Dienst des Herrn ergeben,
und liebt doch euch mehr als sein Leben.
Ja ich verstehe wohl, welch Feuer
von eurer Schönheit ausgehn muß.
Der treusten Liebe Hochgenuß,
wenn ihr nur wollt, mein Kind, ist euer.
Er ist euch so von Herzen gut
und euch ergeben so in Treuen,
wenn ihr ihm was zu Liebe tut,
gewiß, ihr werdets nie bereuen."

Dem guten Weibchen ward schon heiß.
Sie blickte nieder mit Erröten.
„Still, still, mein Gatte würd euch töten,
wenn er das hörte. Solche Worte!
Wie gut, daß er davon nichts weiß.
Ich treff euch nachher an der Pforte.
Ich kam um andre Dinge her.
Hernach — jetzt laßt mich — davon mehr."
Sie schlüpfte eilig in die Bank.
Doch von der Liebe Pfeil getroffen,

war schon ihr armes Herze krank
und zwischen Sehnen, Fürchten, Hoffen
hing es schon schmelzend in dem Feuer
der Gier nach Lust und Abenteuer.
Verliebte, kühne Träume flogen
hell durch die dunklen Kirchenbogen
und tollten zu der Schönen hin,
erfüllten quellend ihren Sinn
mit liebenden Gedanken.
Hoch saßen auf den schlanken
dämmernden Pfeilern allerwegen
der Liebe Götter, und ein Regen
von Gold und Sonne glitzernd sank
da auf das Weibchen. Lüstern trank
sie schon im Traume und voraus
manch lustgefüllten Becher aus.

Die Alte unterdessen ging
und kaufte in des Goldschmieds Laden
ganz in der Nähe einen Ring,
nicht eben kostbar. Doch sie dachte:
„Verliebte sehn nicht so genau.

Und eine Gabe kann nicht schaden.
Damit fing ich schon manche Frau,
daß ich ihr solch ein Ringlein brachte.
Denn darin sind die lieben Dinger
grad wie die Elstern von Natur,
ist es nur silbrig, glänzt es nur,
und macht sichs gut an ihrem Finger,
so denkt solch Herzchen vorderhand
an Klugheit nicht und Widerstand,
— Hei! Fisch und Fleisch, die duften schon
von fern. Das Gold gibt süßen Ton,
und Liebe schlägt die Laute.
Heil, daß ich auf sie baute!"

Sie eilte nach dem Dom zurück.
Der Domherr kam ihr schon entgegen.
„Da seid ihr!" rief er, „welch ein Glück
und welch ein wahrer Segen,
daß ich euch wiederfinde.
Nun sagt mir von dem Kinde.
Wer ist sie und wie sieht sie aus?
Wie ist ihr Name? wo ihr Haus?"

„Still“, sprach die Alte, „schaut, soeben
erhebt sie dort sich von den Knieen.
Seht ihr Erröten, ihr Erbeben.
Halb möcht sie bleiben, halb entfliehen.
Nein, seht das liebe, junge Blut.
Es ist euch so von Herzen gut.“

Der Domherr grüßte tief. Die Dame
errötend dankte. Beide sahen
einander gern und mit Gefallen.
„Wie“, sprach der Domherr, „ist ihr
Name?
Sie ist die Schönste hier von allen.
Wie gerne möchte ich ihr nahen.
Soll ich? Darf ich?“
„Um Himmelswillen!“
rief schnell die Alte. „Nein, bei Gott,
das geht so nicht. Nur ganz im Stillen.
Sie würde sonst der Menge Spott.
Und gleich erführ es auch gewiß
ihr Mann. Denn daß ichs nur gestehe:
sie ist vermählt. Doch ist die Ehe

der Liebe ja kein Hindernis."
„Nein!" sprach der Pfaff, „im Gegenteile.
Doch sagt mir endlich, wie und wo
kann ich sie sehn, komm ich ihr nah?"
— Wie schmunzelte die Alte da,
als sie so hell und lichterloh
den guten Pfaffen brennen sah.
„Wollt ihr", sprach sie, „ein Stelldichein,
so will ich gerne dafür sorgen,
daß im Geheimen und verborgen
ihr sie bekommt. Ich wohn nicht fern,
in einem Gäßchen nah am Main.
Dahin will ich die Schöne holen,
und ist sie da, ruf ich den Herrn."

Der Pfaffe stand schon wie auf Kohlen
und lüstern auf die schöne Beute.
„Ja", rief er, „ja, vielleicht noch heute!"
„Ich weiß nicht", sprach sie, „ob es geht.
Ihr Mann ist wirklich zu genau
und läßt sie kaum hier zum Gebet
alleine gehn, die arme Frau."

„Ja,“ schwur der Pfaff, „so sind die
Männer.
Doch nun genug. Verschaffe mir,
daß ich sie spreche. Sie gefällt
mir ausdermaßen. Würzburgs Zier
ist sie, gestehe ich als Kenner.
Grüß sie von mir und – nimm das Geld.“

Da ihn sein Amt rief, lief er fort
und äugte nach der Schönen noch,
die eben aus den Bänken trat.
„Ei, sie ist reizend in der Tat!“
dacht er bei sich. „Hätt ich dich doch
schon in den Armen. Auf mein Wort,
die Langeweile blieb mir fern,
die oft mich plagt im Dienst des Herrn.“

Die Schöne, die den Blick gesehn,
braucht wenig Kunst, ihn zu verstehn,
und wenig Müh, ihn auszuhalten.
Und eilig kam sie zu der Alten.
Die nahm sie flüsternd gleich beiseite:

„Nun saht ihr selbst ihn und gesteht,
daß er für euch wie auserwählt.“
„Ach“, seufzte noch mit sich im Streite
die Schöne: „Ach, ich bin vermählt.“
Die Alte lachte: „Aber geht!
und schweigt mir still von solchen Possen.
Davon hab ich noch nie gehört,
daß man sich daran stößt und stört.
Wollt ihr vergrämen und versauern,
von jeder Freude ausgeschlossen
die schöne Jugendzeit vertrauern?
Da schaut, welch köstlich Kleinod eben
mir euer Freund für euch gegeben.“
„Ach“, sprach die Frau, „schweigt davon
still.
Wie könnt ich denn? selbst wenn ich will.
So eifersüchtig ist mein Mann,
daß ich den Herrn in meinem Haus
nicht sehen und empfangen kann.
Es käme allsogleich heraus.
Ihr wißt, die Leute sind voll Neid,
die Mägde schwatzhaft und verlogen,

und traut man, wird man doch betrogen.
Ach, tausend Widerwärtigkeit!"

So war es denn nicht weiter schwer,
nach kurzem Aber, Hin und Her,
die Schöne gleichfalls zu bewegen,
des ganzen Spiels geheimen Plan
der Alten in die Hand zu legen.
So war das Beste denn getan.

Als wenig Tage hingegangen,
stand eines Morgens scheu, verlegen,
und von den ungewohnten Wegen
erregt und mit erhitzten Wangen
die Schöne vor der Alten Türe:
„Ach Gott, wenn das mein Mann erführe."
„Nur still, mein Kindchen, keine Angst.
Ich bringe bald, was du verlangst."
Dann lief die Alte nach dem Pfaffen.
Der war zu kommen gleich bereit,
die herrliche Gelegenheit
mit beiden Händen zu erraffen.

Schon stand er unten an den Stufen,
Da kam ein Bote atemlos.
„Herr, kommt, der Bischof läßt euch rufen!
Er ist urplötzlich schwer erkrankt
und hat sehr dringend euch verlangt.“
Das gab dem Domherrn einen Stoß
ins Herz. Der Liebe dacht er nimmer.
Ein Bischofsstuhl ward nun bald leer.
Schon sah um eigne Stirne er
von höchster Weihe einen Schimmer
und lief davon.
Die Alte sah
ihm staunend und betroffen nach
und faßte kaum, wie das geschah,
und wie ihr schöner Plan zerbrach.
„Oh wehe!“ rief sie, „Fleisch und Fisch
und all mein wohlverdienter Lohn
sind mir zerronnen und entflohn.
Leer bleibt mein Kasten, leer mein Tisch.“

Bekümmert schlich sie fort. „Ein
Jammer!“

dacht sie, „da sitzt in meiner Kammer
der allerschönste Leckerbissen,
um den sich alle Männer rissen,
wenn sies nur wüßten, sitzt allein,
und unerfreut und ungenossen,
und wird am Ende so verdrossen
von unerfüllter Liebe sein,
daß sie mir nie mehr wiederkehrt.
Und wär so manchen Golddukaten,
und Brot und Wein und gute Braten,
und manches schöne Schmuckstück wert.
Was liegt auch schließlich an dem
Pfaffen?
Von dem hat sie ja kaum gewußt.
Ich selber mußt ihr erst die Lust
und das Begehren nach ihm schaffen.
Wenn ich nun einen andern fände,
der sie gleich gut bedienen kann,
so fügte sie sich wohl am Ende.
Denn schließlich heißt es: Mann ist Mann.
Zeigt er sich nur nach Wünschen kräftig,
schön und gefällig und geschäftig,

so ist sie wohl zuletzt zufrieden
mit dem, was ihr das Glück beschieden."

Sogleich begann mit Kennermienen
sie alle Männer zu beschauen,
ob sie geeignet, schöne Frauen
nach Wunsch und Willen zu bedienen,
und fand am Ende Wohlgefallen
an einem, der ihr unter allen
für ihren Zweck der Beste schien.
Er war grad einem Schiff entstiegen,
die dort am Main vor Anker liegen.
Für einen Fremden hielt sie ihn
und sprach ihn an: „Herr, habt ihr Geld?
Das schönste Mädchen von der Welt,
das allerliebste Abenteuer,
das ihr euch denken könnt, ist euer,
wenn ihr mir folgt."
Ihr alle wißt,
wie leicht ein Mann mit solchen Worten
gewonnen und gefangen ist,
zu Würzburg und an andren Orten.

Der Fremde zögerte nicht lang
und lief schon eilig mit der Alten.
„Wird nur“, sprach er, „die Schöne halten,
was ihr versprecht, lohnt sich der Gang,
so will mit guten Doppelkronen
ich eure Dienste gern belohnen.“

Die Schöne saß indes allein
im Haus der Alten. Lust und Bangen
bestürmten sie. Die Zeit verstrich.
„Nun,“ dachte sie, „Ruh läßt er sich,
und hitzig scheint er nicht zu sein.
Ein Stündchen ist schon fast vergangen.
Kommt er nicht bald, so muß ich gehn.“
Und schließlich trat sie an das Fenster
und wollte nach den beiden sehn.
„Was?“ rief sie laut, „seh ich Gespenster?
Da kommt mein Mann! und mit der Alten?
O weh, ich Arme bin verraten.
Das also war der schöne Plan.
Schon hör ich sie der Türe nahn.
Das Schicksal ist nicht aufzuhalten,

und nirgends mehr ein Weg zum Fliehen.
O Mutter Gottes, eine List!
laß eine List mir wohlgeraten!"
Sie wankte zitternd in den Knieen.
„O hilf, o hilf! Du selber bist
ja eine Frau! Erbarme dich!
Weh, er erschlägt mich sicherlich."

Ich weiß nicht, ob die Himmlischreine
sich wirklich in dies Spiel gemengt;
auch weiß ich nicht, wie die Gemeine
der Gläubigen darüber denkt;
genug, das weiß ich, das steht fest,
daß kein Gebet, von Not erpreßt,
je bessere Erhörung fand.

Der Mann trat ein und fuhr zurück:
„Was?" rief er, „meine eigne Frau
wollt ihr mir hier um Geld verkaufen?"
Dies Wort war der Bedrängten Glück,
und blitzschnell faßte sie sich schlau
und schlug ihm geistesgegenwärtig

fest ins Gesicht die schöne Hand.
„So!“ rief sie, „mit dir bin ich fertig!
Den Huren pflegst du nachzulaufen.
Das dacht ich mir. So seid ihr alle.
Nun gingst du hübsch mir in die Falle.“
Sie schalt, sie tobte, weinte, schrie.
Der Mann stand wie begossen da
und wußte nicht, wieso und wie
das alles zuging und geschah.
Er flehte, bat und schwur ihr Reue
und nie mehr, nie mehr einen Schritt
vom Weg der Tugend und der Treue;
er wollt sie küssen, doch sie litt
es nicht.
„Geh, du bist schändlich!
Nein, nein, ich darf nicht daran denken,
ich sterbe sonst vor Wut und Scham.“
Doch mit Versprechen von Geschenken,
von buntem Kleid und buntem Kram
und vielen Schwüren — nun, ihr wißt
wohl, wie ein Weib zu trösten ist —
versöhnte er die Schlaue endlich

und nahm sie bei der Hand und eilte
nach Hause, wo er dann – nun wie? –
von allem Zorn sie gründlich heilte.
– Nun wie? – Genug, er heilte sie,
auf jene Art, die noch zu allen
Zeiten den Frauen wohlgefallen.

Ja und die Alte? – Mehr verdutzt
sah nie ein altes Weib darein.
Nicht daß die List ihr nichts genutzt,
ihr Plan zerstört war, fiel ihr ein:
„Nein!" dachte sie, „ich meinte immer,
wir Dirnen und wir Kupplerinnen,
wir wären listig und verwegen,
und niemand dürfe uns vertrauen.
Doch seh ich nun: die Ehefrauen
sind uns unendlich überlegen
und müssen hier den Preis gewinnen.
Sind wir auch schlimm, sie sind noch
schlimmer."

Der Gürtel

Die sonderbarste der Geschichten
will ich euch nun wahrheitsgetreu
und wie ich sie erfuhr berichten.
Der Fall ist heikel, und mit Scheu
nur nah ich ihm. Doch ohne Frage
ist dieser Fall auch heutzutage
noch wichtig und der Prüfung wert.
Als Grundkern, den ich euch zuvor
entschäle, mögt ihr das erkennen:
Wenn eine Frau — ich will nicht nennen
was — einem fremden Mann gewährt,
ist sie dann — ...?
Nun, schon hör ich schreien
der braven Leute wüsten Chor:
„Verdammen und vermaledeien
soll man sie, das ist ganz gewiß,
und in das Reich der Finsternis,
wo Heulen, Zähneklappen haust,
soll man sie stoßen!"
O mir graust
vor eurer Wut.
Doch sagt, wie steht es

denn um den Mann? Ihr lächelt: „Freilich,
das ist was andres, ja da geht es.
Die Frau allein, die bleibe heilig.
Ein Mann ist kaum, ist nie beschmutzt,
wenn er, was Gott nun einmal schuf
zum Liebeswerk, zu dem Beruf
auch weidlich, wenn sichs fügt, benutzt."

— Einst lebte irgendwo in Franken
ein Ritter, der auf stolzem Schloß
sein Leben wie ein Fürst genoß.
Tagtäglich fand er reichen Grund
dem höchsten Herrn mit Herz und Mund
für Glück und Hab und Gut zu danken.
Einst lag er früh in seinem Bette
und hielt sein schönes Weib im Arm.
„Ach," rief er, „wenn ich dich nicht hätte,
in allem Glanze wär ich arm.
Ja, du bist mir, ich dir verbunden.
Welch Glück, daß wir uns so gefunden."
„Ja," sprach sie, „horch, in unserm Garten
ist schon die Drossel froh erwacht

und kann den Morgen nicht erwarten
und singt schon selig in der Nacht.
So singt mein Herz, will überfließen
von Liebe und von Lust zu dir.
Welch selig Leben führen wir,
und wollens täglich neu genießen,
in uns verbunden und gegründet."
„O Liebste," sprach er, „in dich mündet
mein ganzes Sein und tiefstes Wesen.
An dir bin ich von allem Leid,
von aller Menschennot genesen.
In dir muß ich schon hier auf Erden
vollkommen sein und selig werden."

Der Tag ward heller, und die beiden
erhoben sich vom Lager. „Lieb,"
sprach er, „ich muß nun von dir scheiden.
Gott weiß, daß ich noch gerne blieb.
Doch zum Turniere muß ich eilen
und deinen Farben Sieg gewinnen,
bleib aber doch mit allen Sinnen
bei dir. Vergiß mich nicht derweilen.

Zwei Tage, denk ich, wird es dauern.
Dann fliege ich zu dir mein Glück
an Ruhm und Kränzen reich zurück."
„Ich will", sprach sie, „darum nicht
trauern.
Du sollst um meine Liebe nicht
des Ritters Ruhm, des Ritters Pflicht
und keine schöne Tat versäumen.
Indessen will ich von dir träumen
und dich mit allem Ruhme schmücken.
Was du beginnst, das soll dir glücken.
Und bleib mir treu."
„Ach," sprach er, „schwören
will ich dir nicht. Du weißt wohl so,
ich kann nur einzig dir gehören."
„Ja," sprach sie, „ja, des bin ich froh!"
Dann nahm er Abschied und ritt fort.
Die Frau blieb sein gedenkend dort.
Der Tag war heiß und zum Ermatten.
Sie lag im Garten tief im Schatten
und folgte mit verträumten Blicken
der Vögel Flug, des Windes Gang,

der Blätter Wehn, der Blumen Nicken,
und horchte fernem Vogelsang.
Da kam vorüber an dem Garten
ein fremder Ritter hoch zu Pferde,
der sah sie wie sie hingegossen,
von junger Lieblichkeit umflossen,
da lag, und sprang sogleich zur Erde,
der schönen Dame aufzuwarten.
Den stolzen Falken auf der Hand,
das Roß am Zügel, trat er ein
und grüßte tief: „Wollt mir verzeihn,“
sprach er, als er nun vor ihr stand,
„daß ich ohn viel Zeremonien,
hier eingedrungen, euch zu grüßen.
Ich konnte, als ich euch gesehen,
so schönem Bilde nicht entfliehen,
so holdem Zwang nicht widerstehen.
Ihr habt, verzeiht, mit eurer süßen,
lieblichen Art mich ganz verstört.“
— Das war sehr keck und unerhört,
so gradezu aufs Ziel zu gehen.
Doch muß ich zur Belehrung sagen,

das war zu unsrer Väter Tagen
Sitte und allgemeiner Brauch.
Man strebte nach dem schönen Ziel
auf grader Linie, kurz und gut,
und plagte sich nicht erst noch viel
mit Beiwerk, wie man heute tut.
So also tat der Ritter auch.

Die Dame, freundlich, kaum verlegen,
sprach: „Edler Herr, ruht euch nur aus.
Mein Mann ist leider nicht zu Haus.
Der würde gern so edlen Gast
begrüßen. Aber meinetwegen
verlohnt sichs kaum, daß ihr lang bleibt.
Vielleicht, daß ihr ein Fest verpaßt,
ein Stechen, Tjost, Buhurd, Turnier.
Das alles findet ihr bei mir
mit nichten."
„Herrin," bat er, „treibt
mich nicht so schnell und ungehört
von euch. Wie gut daß euer Mann
nicht da, nun sind wir ungestört."

Mit wenig Worten knapp und klar
trug er der edlen Frau da an,
was damals schon so gut wie jetzt
verliebter Seelen Freude war.
— Da war die Schöne doch entsetzt?
sprang auf und stieß ihn aus dem Garten—?
Nein seht, das tat sie nicht: Sie lachte.
„Mein Herr, da könnt ihr lange warten!
Nicht daß ich just die Lust verachte.
Doch seht, mein Mann ist mir zu gut.
Ihm bin ich treu und ganz ergeben.
Er ist mein Hort, mein liebstes Leben,
in dem all meine Freude ruht.“

„So hört mich an!“ sprach er. „Ich komme
soeben aus dem Morgenland,
wo ich wie mancher andre Fromme
im Dienst des höchsten Herren stand.
Kreuzritter bin ich.
Nun ihr wißt,
daß dort im fernen Oriente
das Land der tausend Wunder ist.

Geheime Kunst gelehrter Meister
bannt dort zum Dienst die Schar der
Geister.
Die Macht verborgner Elemente,
geheimnisvolle Erdenkräfte,
seltsamer Pflanzen Wundersäfte
und tief okkulte Wissenschaft
gibt ihnen wundersame Kraft.
Ich selber lernte dort Magie
auf jahrelanger Wanderfahrt.
Von einem Fürsten lernt ich sie,
der mir manch Rätsel offenbart.
Ich rettete ihm einst das Leben.
Er liebte mich wie seinen Sohn
und hat mir noch zuletzt zum Lohn
drei seltne Schätze mitgegeben.

Die Schätze, die er mir verehrt,
sind dieser Falke und mein Pferd
und diese edle Gürtelschnalle
von kostbar fremdem Edelstein.
Dem Falken hier entrinnt kein Tier.

Wonach er fliegt, die schlägt er alle,
das schnelle Reh, den stolzen Schwan.
Das Pferd auch holt mir alles ein
und wird nie müd auf seiner Bahn,
nicht im Gefecht, nicht im Turnier.
Und wenn ich diesen Gürtel trage,
so ist mir stets der Sieg gewiß;
das Tollste glückt mir, was ich wage;
ich finde nirgend Hindernis.
In jedem Streit und jedem Stechen
muß jede Lanze an mir brechen.
Seit ich ihn trage hat kein Schwert
mich je getroffen und versehrt.
Das schwör ich euch: ich will auf Erden
nicht froh und dort nicht selig werden,
wenn ich ein Wörtchen daran log,
mit einem Wörtchen euch betrog.
— Nun seht, wie sehr ich für euch brenne:
eh ich mich ungesättigt trenne,
eh soll der Falke nicht mehr mein
und euch zum Dienst gegeben sein.
Er gilt mir mehr als alles Gold.

Nun sagt, ob ihr ihn nehmen wollt."

„Ihr gebt euch viele Mühe," sprach
die Frau, „stellt mir nicht weiter nach,
zieht eures Weges. Allerwegen
sind viele Frauen, die sich gern
mit einem edlen schönen Herrn
der Liebe und der Lust zu pflegen,
so oft ihr wollt, zu Bette legen.
Zu denen geht. Laßt mich in Ruh.
Ihr bringt mich doch niemals dazu."
Doch flehend rief der Liebeswunde:
„Verschmäht mich nicht! Ihr seid mir mehr
als alles Gut der Erde wert.
In euren Armen eine Stunde,
ein selger Traum an eurem Munde,
dann will ich gerne selig sterben.
Wollt ihrs, so nehmt auch noch das Pferd,
nehmt es und laßt mich nicht verderben!"
„Nein!" sprach sie, „seid nicht solch ein Tor.
Um einen flüchtigen Genuß,
um einen Rausch, um einen Traum,

der, wie er kam, vergehen muß,
wollt ihr so edles Gut verschwenden.
Nein, geht, und seht euch besser vor.
Laßt euch nicht so von Lust verblenden."
Da warf mit flehender Geberde
der Narr sich vor ihr auf die Erde
und küßte ihres Kleides Saum:
„Ja um den Rausch, ja um den Traum,
will ich, was mein ist, gern vertun!
Darf ich in euren Armen ruhn,
so nehmt den Gürtel, nehmt ihn auch!"
„Ach, lieber Herr, wie seid ihr dumm!"
sprach sie, „die Lust vergeht wie Rauch.
Ihr habt nun alles, was ihr wollt,
den Ruhm, die Macht und Glanz und Gold.
Wollt ich mich nun gefällig zeigen,
so würde alles das mein eigen.
Ihr selber brächtet euch darum."
„Ja!" rief er, „alles, was ich habe
nehmt hin. Es ist nur kleine Gabe
für euch, und eurem wahren Wert
kommt es nicht gleich."

— Ihr steht erschrocken.
Sie läßt sich doch von Falk und Pferd
und Wundergürtel nicht verlocken?
Sie widersteht? Kennt ihre Pflicht?

Nein, seht, der Ansicht war sie nicht.
„Da wär ich wirklich ganz von Sinnen,“
dacht sie, „wollt ich für meinen Mann
so edles Kleinod nicht gewinnen.
Dann ist er mächtiger als alle,
und niemand mehr auf Erden kann
mir ihn verwunden. In dem Falle
ist ja die größre Treue wahrlich
so kostbar Gut ihm zu erringen,
als wollt ich weiter mich beharrlich
aus eigner Torheit darum bringen.“
Sie winkte ihrer Magd: „Komm her,
nimm hier den Falken, führ das Roß
und trag den Gürtel mir ins Schloß
und sorge, daß der Garten leer.
Es soll mich niemand weiter stören.“
Dann sprach sie zu dem Herrn: „Es sei.

Ich will euch ehrlich angehören.
Doch weiß ich nicht, was es euch frommt.
Mein Herz ist wahrlich nicht dabei.
Der Leib ist euer, nehmt ihn, kommt."
Der sank da nieder auf die Knie
und lachte, weinte, küßte sie.

Als nun das Spiel vorüber war,
stand rasch sie auf und strich das Haar
zurück aus heißverwirrten Augen.
„Nun geht, lebt wohl, das ist vollendet.
Ihr habt ein großes Gut verschwendet.
Und was ihr nun damit gewannt,
kann euch zukünftig wenig taugen,
schon ist verlöscht der rasche Brand."
„Du liebe, liebe Frau," sprach er,
„verdamme nicht den armen Toren,
der um dich all sein Gut verloren.
Ich gab dir viel, du gabst mir mehr.
Wo ich auch künftig wandern werde
auf harten Wegen dieser Erde,
ich fühle dich, ich denke dein!

Am Born des Lebens selbst getränkt,
und überköstlich reich beschenkt,
will ich gern arm an Schätzen sein.
Leb wohl! Nicht in dem Wunderbaren,
in dir, das hab ich nun erfahren,
hat sich der Sinn der Welt erfüllt,
das tiefste Rätsel mir enthüllt.
Noch einmal tröste mich dein Mund.
Du Selge, gib mir deinen Segen,
du Trost und Traum auf fremden Wegen,
und meiner Sehnsucht schönster Fund."

Er wandte sich und ging zum Tor
hinaus. Sie sah ihm sinnend nach,
bis er sich fern im Wald verlor.
Dann ging sie langsam in das Haus
und saß im dunkelnden Gemach
noch lang allein und sann den Dingen
der Erde nach. Es wollte ihr
sie zu entwirren nicht gelingen,
und kam kein rechter Sinn heraus,
weil in viel tausend krausen Schlingen,

wie ein verirrt, verfolgtes Tier,
sich die Gedanken bangend fingen. —
Doch trug sie solche Last nicht lange.
„Das Dunkel“, rief sie, „macht mir bange.
Licht! Licht! so find ich klare Bahn.
Und ich hab dennoch Recht getan,
daß ich so kostbar Gut gewann.
Doch wie, das hat kein Mensch gesehen.
Und würde das mein Mann verstehen?
Nein! Nein! Das geht ihn garnichts an.“

Nun hatte doch ein alter Knecht,
der treu ergeben seinem Herrn,
heimlich von ungefähr gesehn,
was da im Garten war geschehn.
„O weh!“ rief er, „das Weib ist schlecht.
Das darf ich wahrlich nicht verschweigen.
Und tu ichs auch bei Gott nicht gern,
mich zwingt die Pflicht, es anzuzeigen.“
Er ritt sogleich, noch in der Nacht
zu seinem Herren, meilenweit,
und brachte ihm das Herzeleid,

beschwor es ihm mit manchem Eid.
„Ja Herr, wer hätte das gedacht.“
Der sank da wie zerbrochen nieder.
„O Herrgott,“ rief er, „niemals wieder
will ich dies Weib, dies falsche sehn.
Ich hätte tausendmal mein Leben
auf ihre Treue hingegeben.
Wenn sie betrügt, wem soll man trauen?!
Fluch allen Menschen! Fluch den Frauen!“
Sein Herz war weh wie eine Wunde,
und Bitternis in seinem Munde;
Verzweiflung fiel ihn wütend an.
„O Gott, daß ich nicht sterben kann!“

Zuletzt zog er mit seinem Knechte
davon und kam durch manches Land
zum Hof des Herzogs von Brabant,
der ihn für seinen Dienst gewann.
Viel Herrn von edelstem Geschlechte
warb zu der Zeit der Herzog an,
in einem Kriege ihm zu dienen.
Der fremde, stolze Edelmann,

der sich Konrad von Franken nannte,
war bald der Beste unter ihnen.
Mit Wut und Todesmut berannte
er allen andern weit voran
die Burgen und die festen Städte.
Ganz ohne Furcht und jedes Grauen
flog er dem sichern Tod entgegen.
Doch lag es auf ihm wie ein Segen,
wie Kraft von einem Amulette,
seltsame Hut und fremder Bann,
daß er aus jeder Not entrann.
So war den andern Herrn und Degen
der Fremde oft nicht recht geheuer,
und umsomehr, weil er wie Feuer
die lustigen Brabanter Frauen
und jedes Liebesabenteuer
vermied, und still, scheu und verschlossen
sich fernehielt von den Genossen.
Doch ehrte hoch ihn jedermann.

Zu Hause saß indeß die Frau
und wartete der Heimkehr bange.

„Warum,“ dacht sie, „bleibt er solange?“
Doch ahnte, fühlte sie genau,
daß er von ihrer Tat erfuhr.
„Ach, warum muß er so mich fliehn?
Käm er nur wieder, wollt ich ihn
mit wenig Worten zu mir ziehn.
Was ich auch tat, aus Liebe nur
zu ihm allein ist es geschehen,
und kein fluchwürdiges Vergehen.“

Zwei Jahre gingen so vorüber.
Ihr ward das Leben immer trüber
und freudlos, lieblos, arm und kalt.
Da hörte sie von ungefähr,
— wie, mag ich hier nicht lang beschreiben —
von seinem fernen Aufenthalt,
und daß am Hofe von Brabant
er hoch in Gunst und Ehren stand,
und aller Helden bester wär.
„Soll ich ihm,“ dachte sie, „nun schreiben?
Ach nein! so flieht er nur von dort
an irgend einen fremden Ort

und ist — den ich noch kaum gefunden —
mir wieder ferne und entschwunden.
Ja, will ich je ihn wiedersehn,
so muß ich schlau zu Werke gehn."

Nachdem sie gut ihr Haus bewahrt,
verkleidete sie sorgsam sich
nach eines stolzen Ritters Art
und schnitt zurück ihr schönes Haar,
bis sie ganz einem Jüngling glich.
Und da sie jung und kräftig war
und mit geübter fester Hand
den Speer zu halten wohl verstand,
so dachte jeder, der sie sah:
„Welch stolzer, edler, junger Fant,
welch schöner Ritter reitet da?"

So zog sie quer durch manches Land,
bis sie am Hofe von Brabant
Kriegsdienste und den Gatten fand.
Im Schlosse sah bald jedermann
mit Lust den schönen Jüngling an.

Die Frauen waren ganz vernarrt
und toll in seiner Gegenwart,
und manche suchte gierig ihn
für sich zum Liebesdienst zu fangen.
Er aber hatte, wie es schien,
nach schönen Frauen kein Verlangen
und suchte deutlich sie zu fliehn.
Das war den Männern heimlich lieb,
daß ihren guten Ehefrauen
da weiter kein Vergnügen blieb,
als ihn von ferne anzuschauen,
und waren ihm darum nicht gram.
Doch daß er stets bei den Turnieren
die besten Kränze ihnen nahm,
daß er im Spiel und jeder Schlacht
voran, und selber auf der Jagd
der erste war, mit seinen Tieren
das edle Wildpret zu erjagen,
wollt ihnen weniger behagen.
So kam es, daß im Herzogtum
der fremde Ritter reichen Ruhm,
doch wenig Freunde sich gewann.

Nur einer schloß sich an ihn an,
und dieser eine — war ihr Mann.
Des Jünglings holde Lieblichkeit,
sein wilder Mut in jedem Streit,
und erst sein Abscheu gegen Frauen
gewannen ihm in kurzer Zeit
des Ritters herzlichstes Vertrauen.
„Wir sind in fremdem Lande beide,“
sprach er, „laß uns zusammenstehn.
Beschützen wir einander treu,
so kann uns wenig Leid geschehn.“
So machten sie mit heilgem Eide
die alte Liebe wieder neu.
Man sah sie nun zu allen Zeiten
in Ernst und Spiel zusammen reiten.
Zusammen tranken sie den Wein.
Zusammen ritten sie zur Jagd.
Zusammen drangen in der Schlacht
sie ins Gewühl der Feinde ein.
Doch eins erstaunte immer mehr
den Ritter und verdroß ihn sehr:
„Wo hast du solche Kräfte her?

Wie kann das alles dir gelingen?
Das geht nicht zu mit rechten Dingen.
Du bist fast mehr als zart und schmächtig,
und doch erlegst du jeden Mann,
und wär er selber mir zu mächtig;
du reitest ihn wie spielend an,
und schon liegt er im Sand; ich sehe
auch auf der Jagd dich stets voran.
Du fängst fast mit der Hand die Rehe,
noch sah ich keins, das dir entrann.
Und läßt du deinen Falken fliegen,
und steigt er auf von deiner Hand,
so muß ihm jedes Tier erliegen,
das da in Wasser, Luft und Land
die Beine setzt, die Flügel spannt.
Das plagt mich nun schon viele Tage;
verzeih und löse mir die Frage."

„Ei," dachte sie, „nun will sich wenden
das Spiel. Nun hab ich ihn in Händen."
Und sie verriet ihm kurz und klar,
daß alles das ein Zauber war,

des Falken und des Rosses Kraft,
des Gürtels hohe Eigenschaft.
„Sieh darin,“ sprach sie, „steckt allein
mein Glück, mein Ruhm, mein
Stärkersein.“

Der Ritter hörte diese Märe
mit Staunen an und dachte: „Wäre
nur einer von den Schätzen mein,
da wollt ich wahrlich glücklich sein.
Solch einen Falken möcht ich haben,
auf solchem Rosse möcht ich traben.
Hielt solch ein Gürtel mir mein Kleid,
ich gäbe meine Seligkeit.“
So sehr erfaßte ihn Begier,
daß er zum Freunde kam und bat:
„Verkaufe deinen Falken mir!
Bist du mein Freund, seis in der Tat!
Zu Hause hab ich Dorf und Schloß,
und Land und Leute, Rind und Roß.
Das sei dein eigen alles. Gib
den Falken mir dafür. Ich weiß,

es ist ein zu geringer Preis,
doch laß ihn gelten, mir zulieb."

Da freute sich die Schlaue: „Heil!
nun geht er willig in die Netze."
„Nein," sprach sie, „nicht um alle Schätze
der Welt ist mir der Falke feil.
Doch ohne Pfand und ohne Gold
kannst du ihn, wenn du willst, erwerben.
Denn sieh — und wär es mein Verderben,
ich muß es einmal dir gestehn —
ich hab dich lieb, ich bin dir hold,
es brennen alle meine Sinne
nach dir. Wenn ich dich nicht gewinne,
so muß ich dann zugrunde gehn.
Ich hab an Frauen keine Lust,
das hast du selbst von je gewußt,
und nur bei Männern find ich Minne.
Willst du nun meine Sehnsucht stillen,
so sei dafür der Falke dein."
„Mein Freund!" rief er, „um Gottes-
willen!

Welch frevelnd Wort. Das kann nicht sein.
Bist du so böser Lust ergeben?
Du bringst dich um dein selig Leben!
Und mich dazu. O nein! O nein!
Das ist nicht Mode hierzulande
und wär mir eine bittre Schande!"

— Ich seh, ihr Guten seid empört:
„Das ist wahrhaftig unerhört!
Das müssen wir uns sehr verbitten!
Nun freilich, das wird nicht gelitten!"
— Ich bitte, hört mich nur erst an.
Sie war — ihr wißt es ja — kein Mann.
Und — andre Zeiten, andre Sitten.
„Der Ritter aber . .!"
Ja, den weiß
ich freilich auch nicht loszusprechen.
Er wollte wirklich das Verbrechen
zuletzt begehn, den teuren Preis
für den begehrten Falken zahlen,
zwar widerstrebend und in Qualen,
und aber dennoch! so verlockt

von Ruhmbegierde, Eitelkeit
und Sehnsucht nach dem Wundertier,
daß er am End — die Feder stockt,
und alle Worte fehlen mir —
zu jeder bösen Tat bereit.
Die Tugend wendet da den Rücken.
Was? Solch ein Schurke? — Ja nun
freilich,
die Ritter waren niemals heilig,
und damals wohl auch doppelt schlecht.
Denn heute — ja, da habt ihr recht —
heut könnte solch ein Plan nicht glücken.

Die Schöne — sagt nun die Geschichte —
sah all das in weit andrem Lichte
und zürnte ihm nicht halbwegs so
wie ihr. Sie war von Herzen froh,
daß er so fein ins Garn gegangen,
und wartete nun mit Verlangen
der Stunde, wo er kommen sollte,
den Falken sich verdienen wollte.
Ihr zweifelt ob er kommt? — Er kam!

Zwar traurig, zögernd und in Scham,
doch um den Falken zu erlangen,
hätt er weit Schlimmres noch begangen.
Er kam und folgte widerstrebend
ihr ins Gemach. Sie nahm ihn bebend
ans Herz. Die Kleider sanken nieder,
und zornig blitzte sie ihn an:
„Mein lieber, treuer Ehemann,
erkennt ihr mich? kennt ihr mich wieder?
Weil ich um kleinen Liebeslohn
erworben Gürtel, Falk und Pferd,
von denen euch der kleinste schon,
der Falke, schwere Sünde wert,
habt ihr, wie lange! mich geflohn.
Ich tat nichts, als was menschlich war,
und nur um eures Ruhmes willen.
Ihr aber wolltet um ein Haar
die ärgerlichste Lust mir stillen,
wär ich wahrhaft ein Mann gewesen!"
Da sank er weinend auf die Knie,
umarmte, hielt und küßte sie.
„O liebes Weib, ich bin genesen.

Schwer hab ich Unrecht dir getan.
Du bist auch auf der falschen Bahn,
das seh ich nun, mir treu gewesen.
Ich aber war ein kranker Tor.
Nun komm und mache mich gesund."
Da hob sie fröhlich ihn empor
und küßt ihn lachend auf den Mund.
Und lustig und mit Schalkesmienen
sprach sie: „Nun höre, Lieber, du
mußt doch den Falken dir verdienen
und Pferd und Gürtel auch dazu.
Das Wort, dem Jüngling erst versprochen,
das sei der Frau nun nicht gebrochen!"

Alles Bohnen

Mit einem Wort, das manchem Mann
nützlich und lehrreich werden kann,
hat eine Gräfin von Savoyen
einst ihren allzu ungetreuen
und vielverliebten Mann belehrt
und, wie ich hoffe, auch bekehrt.
Doch weiß ich das nicht so genau.

Der Graf, statt seiner Frau in Treuen
zu dienen, haschte nach dem Neuen
und ließ die jungvermählte Frau,
die schön war wie nur irgend eine,
im hohen Himmelbett alleine.
„Dieselbe immer? Lieber keine!"
sprach er und suchte ohne Not
mit vieler Mühe in der Ferne,
was sich zu Hause lieb und gerne
ihm ganz umsonst und besser bot.
Die Gräfin aber war zu klug,
— ihr könntet, denk ich, davon lernen —
mit Zürnen, Poltern, Weinen, Klagen
ihn nur noch mehr sich zu entfernen,

und eine kleine Weile trug
sie ganz geduldig, ohne Fragen,
des Mannes Torheit und Betrug.
„Nun aber ist es mir genug!“
dacht sie zuletzt. „Er ist nicht schlecht;
so flatterhaft und dumm er ist.
Vielleicht setzt eine gute List
dem Törichten den Kopf zurecht.
Er braucht doch wahrlich fremdes Gut
nicht wie ein Dieb bei Nacht zu stehlen.
Es kann ihm auch zu Haus nicht fehlen.
Daß sie des Mannes Willen tut,
ist ja des Weibes schöne Pflicht,
und darin widerstreb ich nicht.“
Sie schrieb ein Briefchen an den Grafen:
„Mein lieber Herr, ihr macht euch selten.
Ich hätte Gründe euch zu schelten.
Doch will ich euch nicht weiter strafen.
Nur eine Bitte wollt gestatten,
sie gilt dem Grafen, nicht dem Gatten,
den Edelmann nur geht sie an,
den wohlerzognen, dem die Sitte

verbietet einer Dame Bitte
nicht zu erfüllen, wenn er kann.
Ich lud zu einem kleinen Feste
heut wenig auserwählte Gäste.
Wollt nun – ihr sollt es nicht bereuen –
durch euer Kommen uns erfreuen.
Ihr könnt euch wahrlich nicht beklagen,
ich fiele euch zu oft zur Last.
Ihr seid bei mir ein seltner Gast.
So wollt die Bitte nicht versagen."

Der Graf, gespannt wohin das ziele,
um eine Ausflucht auch verlegen,
schrieb kurz zurück: „Nun meinetwegen.
Wollt ihr ein fröhliches Gesicht,
so sorgt, daß man eins nicht vergißt.
Ich esse gerne, wie ihr wißt,
nicht viel, doch der Gerichte viele.
Recht mannigfaltig muß es sein,
das schärft nur euren Köchen ein.
Doch allzu lange bleib ich nicht."

Der Abend kam. Ein edler Kranz
von Damen und erlauchten Herrn
saß bei der hohen Kerzen Glanz
am Tisch.
Man plauderte, man lachte.
Der Graf auch war sehr guter Dinge
und sah die Gräfin an und dachte:
„Sie zieht sich ganz vortrefflich an.
Sie ist wahrhaftig in dem Ringe
der andern wie ein lichter Stern,
und wäre ich nicht just ihr Mann,
so könnte sie mir recht gefallen.
Sie ist die Lieblichste von allen,
die ich hier sehe. Dieser Mund!
Die Brüste, die das Mieder pressen!
Der Schultern feingeformtes Rund!
Der schlanke, hochgereckte Hals!
Des Haares Pracht nicht zu vergessen!
Die Glut der Augen ebenfalls!
Zur Liebsten ganz wie auserwählt
und sehr bezaubernd! Doch, indessen,
wär ich nur nicht mit ihr vermählt

und, Gott erbarms, ihr Ehemann."
Doch sah er sie ganz freundlich an.
„Ei, und vortrefflich ist das Essen."

Die Diener flogen ab und zu.
Es blieb den Gästen wenig Ruh.

„Der erste Gang. — Hm. Gute Tunke.
Der zweite. — Gleichfalls auserlesen
und trefflich zu so kühlem Trunke.
Ein Kranker muß dabei genesen.
Frau Gräfin, auch der dritte Gang,
der vierte, fünfte auch, gelang.
Vorzüglich alles! Unerreicht!
Doch sagt, was haben wir genossen?
Was war in allen den Pasteten,
Olla Potriden und Lampreten,
was in den Brühen eingeschlossen?
Bei Gott, ihr führt sehr guten Tisch,
doch ob es Fleisch war oder Fisch,
das zu erraten ist nicht leicht."
So sprach der Graf. Die Gräfin lächelnd

lehnt sich zurück und sah ihn an,
errötete und wehte fächelnd
sich Mut zu.
„Hört, es wird sich lohnen!
Es merke auf ein jedermann.
Die Speisen, die ich selbst ersann,
und die, wie ihr mir ja gestanden,
den allerhöchsten Beifall fanden,
es waren alles, alles — Bohnen!“
„Was Bohnen? Was bedeutet das?
Ein Symbolum? ein Witz, ein Spaß?
Was alles Bohnen? Nein wahrhaftig?
So lecker, delikat und saftig?
So ganz verschieden, mannigfaltig?
Sind Bohneu denn so vielgestaltig?“
„Ja, Lieber,“ sprach sie, „wie ihr seht.
Ein Spaß, wenn ihr es recht versteht.
Ein Symbolum, wer weiß, vielleicht,
daß ihr den Sinn davon erreicht.
Zum Beispiel, wollt ihr mir gestatten,
so ist es mit den Ehegatten,
sie laufen fremden Weibern nach,

erwerben Schande, Schuld und Schmach.
Glaubt ihr Herr Graf, es könnt sich lohnen?
Am Ende sinds doch alles – Bohnen.
Versteht sie einer zu bereiten,
so findet er im Liebesspiele
die Eine zu verschiednen Zeiten
so wechselnd und so mannigfalt,
von so verschiedener Gestalt,
als wärens ihrer wirklich viele."

Der Graf sprang auf, stand erst betroffen,
doch dann mit lächelndem Gesichte,
sprach er: „Ei, ei, ein guter Schuß
ins Zentrum. Das gesteh ich offen.
Wahrhaftig, jeder Sünder muß
von allen Zweifeln sich bekehren.
Ich selber will noch heute Nacht
darüber weiter mich belehren,
wie man so treffliche Gerichte
aus nichts, aus nichts als Bohnen macht.
Ich sehe, auf die Fastenspeisen
versteht ihr euch. Ein andermal,

so hoff ich, werdet ihr beweisen,
daß jene zarten guten Braten,
die man verzehrt im Karneval,
euch auch so mannigfach geraten."

Der Entenwick

Den kleinen Teufel Entenwick,
den dauerte sein Mißgeschick.
Er wollte so gerne selig sein,
er wollte so gern in den Himmel hinein.
Aber wie?
wußte er nie.

Zuletzt dacht er: „Versuch ichs doch!"
Und unterm Höllentore kroch
er sacht davon und fuhr sogleich
wie der Wind zu St. Peter vors Himmel-
reich.
„Ach, guter Sankt Peter laßt mich ein.
Ich möchte so gerne selig sein."
Sankt Peter aber zornig schrie:
„Du selig sein? Du Rabenvieh?
So schwarz und graus und fürchterlich?
Erst reinige dich und peinige dich!
Kasteie dich!
Befreie dich
von Teufelsstank und Teufelsdreck!
Und pack dich weg!"

Entenwick weinte leise und schlich
davon.

„Wo soll ich hin?
Der Hölle ich entlaufen bin,
da erwartet mich nichts als Jammer und
Pein.
In den Himmel läßt mich niemand ein.
Vielleicht," dacht er, „kann ich auf Erden,
so wie die Menschen selig werden."
Er flog hinab und diente fortan
den Menschen, so gut ein Teufelchen
kann.
Doch Gute und Böse zu unterscheiden
war ihm zu schwer. So half er beiden.
Den Dieben hielt er die Leiter am Haus,
reichte ihnen das Gold zum Fenster hinaus.
Dann weckte er den Beraubten und fing
den Dieb, und wenn der am Galgen hing,
schnitt er ihn ab und half ihm hinweg,
führte den Büttel doch in sein Versteck.
Unsichtbar schaffte er hier und dort
und plagte sich redlich. Er hörte aufs Wort,

rief einer: „Da helfe der Teufel doch!“
gleich war er da und half. — Dem Koch,
dem Bäcker, dem Fleischer, dem Zimmermann,
dem Wirt, dem Bauern, dem Edelmann,
und wer sonst Hilfe brauchen kann.
Er pflegte die Kinder und wartete sie.
Dem Hirten trieb er heim das Vieh.
Den Trunkenen brachte er gut nach Haus.
Den Verliebten blies er die Lampe aus.
Auch lernte er heimlich manch Gebet,
womit man auf Erden zum Himmel fleht,
das „Benedicamus Domine!“
und „Nach deinen Gnaden ist mir weh.“

Das ging so gut hin manche Jahrzehnte.
Doch immerfort vergeblich sehnte
sich Entenwick nach Seligkeit.
Er fühlte: „Ich bin davon noch weit.
Vielleicht bedarfs irgend besonderer Werke,
daß mich die Gnade des Himmels stärke.

Nun hörte ich allenthalben seither,
daß die Liebe der Vorschmack der Seligkeit
wär,
und daß, wer ein Weib zur Ehe nahm,
schon hier auf Erden in Himmel kam.
Ich will auch freien."
Er sprach fortan
manch gutes Weib um die Ehe an,
nur wollte keine recht daran. –
Doch über eine Weile fand
er eine junge Witwe im Frankenland,
die er mit manchem Versprechen gewann,
daß sie ihn nahm zu einem ehlichen Mann.
„Ja," sprach sie, „ich will dir zu eigen
gehören,
doch sollst du dich nie wider mich empören,
mir dienen in Treuen, so wie sichs gebührt,
daß sich ein christlicher Ehmann aufführt."
„Ja," rief er, „ich will mich in alles gern
schicken,
darf ich einst Gottsohn und Gottvater
anblicken.

Ich will euch treu dienen, nur nehmt mich
sogleich!"
So kam er ins ehliche Himmelreich.
Die Frau aber dachte: „So köstlichen
Knecht,
den muß man gut nutzen, den zieh ich mir
recht.
Und jegliche Laune und jedes Begehren
muß er mir erfüllen; das will ich ihn
lehren."
So mußte er rennen, treppauf, treppab
springen,
ihr Geld und Kleinode und Firlefanz
bringen.
Er mußte sie wiegen und singen zur Ruhe,
ihr jagen die Fliegen, ihr binden die Schuhe.
Er mußte ihr Rosen im Winter auftreiben.
Er mußte ihr Lieder der Liebe aufschreiben.
Er muße ihr Tanzbär, ihr Flederwisch sein
und durfte sie doch nie vermaledein.
Sie schlug ihn, sie schalt ihn, sie trieb ihn
durchs Haus.

Sie warf ihn zuweilen zum Fenster hinaus,
und wollte er klagen, so lachte sie laut:
„Ei so geh er, so geh er, wenn er sichs traut.
Wer selig will werden,
der trag auch Beschwerden.
Wenn er mich verläßt und brichts
Sakrament,
so hats mit der himmlischen Gnade ein
End.“

„Oh —,“ dacht er, „ist das Seligkeit?
O wehe ist das Lieben?
Da wär ich lieber all die Zeit
hübsch daheim geblieben.
Ist das schon Himmels Vorgeschmack?
Wie soll es enden?
Wie gut, daß ichs so bald erkannt. Noch
läßt sichs wenden!“
Da nahm er heimlich seinen Lauf.
„Fahrt wohl, ihr Himmel und Erden,
und liebe Hölle tu dich auf,
will wieder dein eigen werden.

Da läßt sich doch bei Flamme und Stank
das Leben ertragen.
Ich will fortan mein Lebenlang
nach nichts andrem mehr fragen."

Und wie er fuhr, begegnet ihm,
von Gott gesandt, ein Cherubim,
der sprach: „Mein lieber Entenwick,
nun hat ein Ende dein Mißgeschick.
Gott macht dich selig! Des sei froh!"
Er aber wandte sich und floh.
„Nein," rief er, „ich bedanke mich!"
Er ließ ein Düften hinter sich
und schwang sich übers Höllentor.
Der Engel stand verdutzt davor.

Der dankbare Ehemann

Einst sprach der Nachbar zu Hans Veit:
„Mein lieber Freund, du tust mir leid.
Bist du denn, frag ich mit Verlaub,
nun völlig blind und völlig taub?
Du siehst nicht deine eigne Schand,
die schon der ganzen Stadt bekannt.
Ermanne dich und räch dich endlich!
Dein Weib betrügt dich täglich schändlich.
Kaum hast du vorn die Tür verlassen,
schleicht Hinz, dein Knecht, zu ihr ins Haus.
Er schwatzt davon auf allen Gassen
und breitet deine Schande aus,
daß ihn dein Weib viel lieber sehe
als dich. Das nennt man eine Ehe!"
Hans Veit sprach: „Hm" und kratzt den
Kopf.
„Ja freilich, hab mirs längst gedacht,
daß sie mir dumme Streiche macht."
„Ja!" rief der andre, „sei kein Tropf!
Sei schlau! Fang sie mit einer List!
Tu so, als gingst du heut zum Wein.
Kaum, daß du aus dem Hause bist,

so kriecht er in dein Bett hinein.
Dann lauf zurück und nimm ein Schwert
und segne blutig ihm das Bad.
Das wäre eines Mannes Tat
und wäre aller Ehren wert."
Hans Veit sprach: „Ja, gewiß, gewiß.
Ja, das geschähe ihnen recht!
Hinz Stoffel ist doch nur mein Knecht.
Ja freilich, ja, das wär nicht schlecht.
— Und doch ist da ein Hindernis.
Ich hab ihn gern. Ich mag ihn leiden.
Ich könnte schwer mich von ihm scheiden."
„Was? diesen Schurken? Was? Hans Veit!
Ihr seid, bei Gott, nicht recht gescheidt!
Den Schuft, den Hurer, den meineidigen,
den Lumpenkerl, der euch zum Spott
der ganzen Stadt macht? Nein, bei Gott,
ihr seid ein Narr!"
„Haltein! Haltein!"
schrie Veit, „sonst müßt ich zornig sein.
Ich laß mir Hinzen nicht beleidigen.

Zwar, daß er mir die Ehe bricht,
zum Teufel, das gefällt mir nicht.
Doch schätz ich ihn darum nicht minder.
Ich dank ihm viel, daß ihr es wißt,
und was man nicht so leicht vergißt:
Er ist der Vater meiner Kinder.
Ich müßt ja vor mir selbst erröten,
wollt ich den Kindern ihren Vater töten!"

Der Hase

Zu Nürnberg lebte einst ein Maler,
ein abgewelkter, alter, fahler
und zitterbeiniger Geselle.
Sein Weibchen aber, die war jung
und machte, flink wie die Gazelle,
gern öfters einen Seitensprung.

Der Alte mußte einst verreisen
und ließ das Weib nicht gern zurück
und konnte sich auch nicht bequemen,
sie auf die Reise mitzunehmen.
Doch dachte er: „Ich bin zum Glück
ja nicht so dumm und weidlich schlau.
Das werd ich ihr sogleich beweisen."
— und malte eilig seiner Frau
ein kleines, wohlgelungnes Häschen,
als Siegel oben auf das Bein.
„Das", sprach er, „soll mein Wächter
sein.
Wollt einer im Verborgnen fischen,
er würd den Hasen mir verwischen."

Sie rümpfte lächelnd nur das Näschen.
„Solch Häschen ist leicht neu gemacht!“
dacht sie. Und in der ersten Nacht
— weiß nicht recht, wer darüber fuhr —
blieb von dem Hasen keine Spur.

Des Weibes vielgeliebter Schatz
war nun ein Schüler ihres Mannes.
Der malte, als die Zeit vorbei,
ein neues Häschen an den Platz.
Ein Schüler — wißt ihr alle — kann es
oft besser als der Meister, trifft
genau auch dessen Art und Schrift,
als ob er selbst der Meister sei.

Der Alte kam und rief sofort:
„Zeig her! Ist auch der Hase dort?“
„Ja schau nur!“ sprach sie, „ich war treu.
Er ist noch unverwischt, wie neu.“
„Was?“ schrie er und begann zu rasen.
„Zum Teufel auch! ich malt den Hasen
dir oben auf das rechte Bein.

Wie kann es nun das linke sein?“
Erschrocken sah die Gute nieder.
Doch faßte sie sich eilig wieder
und sprach: „Bei Gott, was kümmerts mich.
Die Schuld, die trifft alleine dich.
Was nahmst du just auch einen Hasen?
Viel besser war ein stilles Schaf.
Das bleibt am Platz und hält sich brav,
will nicht an fremden Orten grasen.
Ein Hase, schau nur, wie der frißt.
Du weißt ja, wie ein Hase ist.
Den festzuhalten, das ist schwer,
und nirgends, nirgends rastet er,
hupft hin und her, bald hin, bald her.
Genau wie der!“

Inhalt

Der Verfasser möchte noch darauf hinweisen, daß ein Teil der Stoffe der vorliegenden Schwänke alten deutschen Schwänken der Frührenaissancezeit entnommen ist. Andere stammen aus italienischen und französischen Quellen, oder vielmehr alle gehen im Letzten zurück auf die große Flut jener Novellen, die im Mittelalter von Osten her Europa überschwemmten, und der auch Boccaccio, De la Sale und die anderen, später auch Lafontaine, ihre Stoffe — wenigstens in der Hauptsache — verdanken.


Princeton University Library
32101 067521177